

1,80 DM / Banc 494
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Hexen-Polterabend

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Hexen-Polterabend

John Sinclair Nr. 494

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 22.12.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Hexen-Polterabend

Ein Schrei zerriß die Stille!

Mörderisch, hart, jubelnd und gleichzeitig schrill, als wäre ein Ungeheuer dabei, seinen letzten Rest an monströsem Leben endlich auszuhauchen. Der Schrei wehte durch die graue, tiefe Dämmerung. Eine unheilvolle Botschaft aus den Tiefen einer anderen Existenz, den Abgründen schwarzmagischer Seelen, und den Triumph des Bösen über das Land wehend.

Der Schrei war das Signal!

Und die Hexen verstanden es. Sie waren zu dritt und wie Schatten in die Dämmerung hineingelaufen, um das Ziel zu erreichen, das ihre beiden Meister, der Teufel persönlich und Abandur, für sie ausersehen hatten.

Drei Hexen, die eine vierte Person mit sich führten. Eine Ehemalige, eine Abtrünnige, die wieder zurückgeholt werden sollte, um einzugehen in den Reigen der Teufelsdienerinnen.

Jane Collins!

Sie wehrte sich nicht einmal. Sie lief neben den drei Hexen her, hatte auch den Schrei vernommen und wußte, daß er auch ihr gegolten hatte. Möglicherweise als Willkommensgruß, denn allein auf sie hatte die andere Seite gewartet.

Und sie hatte sich Zeit gelassen.

In der Hölle spielten Stunden, Tage, Monate oder auch Jahre keine Rolle. Der Teufel bezeichnete sich selbst als unendlich. Er war ungemein arrogant, denn er ging davon aus, daß er es sein würde, der immer gewann.

»Du hast ihn gehört?« wurde Jane gefragt. Marthel hatte sich an sie gewandt. Diese Person war ebenso häßlich wie die beiden anderen Hexen, die auf die Namen Osina und Ulana hörten.

Drei uralte Weiber, die einmal sehr schön gewesen waren, diese Schönheit aber ihrem Herrn und Meister geweiht hatten, eben dem großen Abandur.

»Ja, er war nicht zu überhören.«

»Dann ist er da. Sie haben ihn empfangen. Denn nur Abandur ist würdig, so empfangen zu werden. Verstehst du?«

Jane nickte. Sie verstand alles, doch sie schaffte es nicht, sich dagegen zu wehren. Die andere Seite war einfach stärker gewesen, und sie hatte ihren Plan schon vor langer Zeit geschmiedet.

Jane hatte es gespürt. Es waren die bösen Träume gewesen, die sie in der Nacht überkamen.

Schlimme Alpträume, die ein schlechtes Gewissen hinterließen. Sie hatte kaum versucht, sich dagegen zu wehren, es hatte keinen Sinn gehabt, die Rufe waren nicht verstummt, und der Druck hatte sich verstärkt.

Ohne daß ihre Freunde es richtig merkten, war Jane Collins zu einer anderen geworden.

Zwei Briefe hatte sie geschrieben. Einen Abschiedsbrief an John Sinclair und einen anderen an Jerry Stern, einen Anwalt, der ebenfalls in den Diensten des Teufels stand. Der zweite Brief beinhaltete einen dreifachen Mordauftrag.

John Sinclair, Suko und Glenda Perkins sollten getötet werden. Abserviert durch schwarzmagische Kräfte.

Jane hatte sich dagegen nicht wehren können, und sie war nach dem Besuch der Hexe Edwina weggefahren, um sich an einen bestimmten Ort zu begeben, wo die drei anderen auf sie warteten.

Sie hatten Jane empfangen wie eine Schwester und führten sie nun dem Ziel entgegen.

Sie wußte nicht genau, was sie dort erwartete. Eines jedoch war sicher. Abandur würde auf sie warten. Sie hatte etwas von einem Hexen-Polterabend gehört, und sie konnte sich gut vorstellen, daß sie es sein würde, die an der Seite des längst verstorbenen und

wiedererweckten Hexenmeisters die Braut spielen mußte.

Als Hexe zurück zu den Hexen!

Alles andere zählte nicht mehr. Die Mühe ihrer Freunde, sie wieder in den normalen Lebenskreislauf zu integrieren. Das alles lag hinter ihr, war vorbei, nicht einmal Lady Sarah Goldwyn hatte es geschafft, sie im Haus zu behalten, obwohl Jane bei der alten Dame eine neue Heimat gefunden hatte.

Sie dachte auch nicht mehr an ihre Freunde. Das lag zurück, das war vergangen, ein flüchtiger Rausch, jetzt schaute sie nur mehr nach vorn und paßte sich ihrem nächsten Schicksal an.

Ein neuer Abschnitt in ihrem Dasein würde beginnen. Wahrscheinlich der letzte...

Das wußten auch ihre drei Begleiterinnen. Sie waren vom großen Meister ausgesucht worden, Jane Collins an seine Seite zu führen, um den Polterabend zu feiern.

»Er freut sich!« jauchzte Ulana. »Er spürt, daß seine Braut schon in der Nähe ist.« Sie schaute ihre Artgenossinnen an. »Kommt, wir wollen keine Zeit mehr verlieren. Das wird die Nacht der Nächte.«

Sie setzten ihren Weg fort. Die Umgebung hatte sich verändert. Sie war wilder und ursprünglicher geworden, nicht mehr so zivilisiert wie nahe der Dörfer und kleinen Ortschaften. Hier war das Gelände hügelig, da wuchsen die dunklen Waldstreifen wie langgezogene Inseln. Dazwischen breiteten sich saftige Wiesen aus. Kleine Mulden wechselten sich ab mit langen, bewachsenen Hängen. Der Duft frischer, wilder Blumen wehte durch die Luft. Sogar ein leichter Fliedergeruch war zu vernehmen.

Das blühende Wiesenschaumkraut zeigte einen hellen Teppich inmitten des Grüns, und am Himmel glotzte der Mond wie ein leicht verzerrtes gelbes Auge.

Wolken umrundeten ihn, schoben sich manchmal vor seine Fläche, als wollten sie ihn verstecken, überlegten es sich schnell wieder anders und wanderten weiter.

Der Ort lag nicht einmal sehr weit von London entfernt, dennoch war er einsam genug, um das durchführen zu können, was sich die Hexen und ihr Meister vorgenommen hatten.

Der Schrei war längst verklungen. Dennoch lag keine Stille über dem immer dunkler werdenden Land.

Vögel huschten über den Köpfen der Hexen hinweg. Dicke, schwarze Tiere. Raben und Krähen. Hin und wieder wehten ihre krächzenden Laute wie Hohngelächter durch die Nacht.

Diese Schreie wurden sehr schnell abgelöst durch einen dumpfen Trommelwirbel.

Er grollte wie ein ferner Donner heran, dazwischen gellten kurze, spitze Schreie auf, als wollten Kobolde die Nacht der Nächte feiern.

Die drei Hexen nickten sich zu. Sie sprachen flüsternd von einer zweiten Walpurgisnacht, von Stunden, die herrlicher und unvergessener werden würden als die in der Walpurgisnacht, der eigentlichen Zeit der Hexen.

»Die Trommeln!« flüsterte Osina der neben ihr gehenden Jane Collins zu. »Hörst du sie?«

Jane nickte.

»Sie sind für uns geschlagen worden, sie erwarten uns schon. Es ist die Empfangsmusik, und es sind besondere Trommeln, das kann ich dir versprechen. Nicht mit jeder Trommel bekommst du den dumpfen Ton. Du mußt sie schon mit Menschenhaut bespannen...«

»Wirklich?«

»Ja, die Haut unserer Feinde. Wer weiß, vielleicht wird demnächst die Haut deiner ehemaligen Freunde unsere Trommeln zieren. Möglich ist alles.«

Jane enthielt sich eines Kommentars. Obwohl sie mit den drei Hexen ging, gehörte sie noch nicht ganz zu ihnen. Sie war nicht völlig integriert, noch immer regte sich so etwas wie Widerstand, aber das alte Leben war vorbei.

»Wir müssen uns beeilen!« Marthel drängte. »Sie erwarten uns, und sie erwarten dich. Um Mitternacht wirst du seine Braut.« Sie drückte Jane beide Hände in den Rücken und schob sie voran.

Und die Detektivin leistete keinen Widerstand...

Es gibt viele Möglichkeiten, vom Leben in den Tod befördert zu werden. Durch Waffen, durch einen Faustschlag oder durch Würgegriffe. Man kann sich auch als Killer auf die Dienste der Technik verlassen, und das hatte der Anwalt Jerry Stern vor.

Er, der durch die Hilfe des Teufels zu Macht, Geld und Wohlstand gekommen war, mußte nun den Preis für alles bezahlen. Jerry Stern war dazu ausersehen worden, einen Mord zu begehen.

Den Mord an einem Polizeibeamten.

Sein Name: Suko!

Durch einen raffinierten Plan war es Stern gelungen, den Chinesen in eine Falle zu locken. Er hatte sie in Sukos eigener Wohnung aufgebaut. Erst den Gegner mit einer schnell wirkenden Spritze kampfunfähig machen, ihn dann in eine mit Wasser gefüllte Wanne legen und seine Hände am Kran anbinden.

Das mußte reichen.

Fehlte nur die Mordwaffe.

Die hielt Jerry Stern in der Hand. Es war ein eingeschalteter Toaster. Wenn er ihn in die Wanne warf und das Gerät Kontakt mit dem leitenden Wasser bekam, war es um Suko geschehen. Der Strom würde

ihn vernichten.

Als Gefangener hatte man eigentlich keine Chance, dem Schicksal zu entgehen, aber Suko war nicht irgendwer. Er gehörte zu einer Gilde von Menschen, die immer noch einen Trumpf in der Hinterhand hielten. Seinen hielt er eingeklemmt zwischen den gefesselten Händen.

Es war ein brauner, unscheinbarer Stab. Suko hatte es dank seiner Überredungskünste geschafft, daß ihm ein letzter Wunsch erfüllt wurde. Stern selbst hatte ihm den Stab zwischen die Finger geklemmt. Er kannte ja seine Wirkung nicht und hatte die Geschichte, daß dieser Stab ein Talisman war, Suko geglaubt.

Aber das war er nicht.

Der Stab war eine besondere Waffe, stammte von Buddha, dem Gründer einer großen Religionslehre ab, und besaß magische Fähigkeiten, von denen Stern nichts wußte.

Er stand neben der Wanne, den eingeschalteten Toaster hielt er in der Hand. Seine Augen funkelten, und seine letzten Worte kurz vor der entscheidenden Tat hatte er auch schon gesprochen.

»Dann gute Reise ins Paradies, Chinese!«

Suko rief nur ein Wort.

»Topar!«

Er hatte darauf gesetzt, es im richtigen Augenblick geschrieen zu haben. Da kam es auf Bruchteile von Sekunden an, denn es konnte auch schiefgehen.

Aber es ging nicht schief!

Bevor der Toaster noch aus Sterns Hand rutschen und in die mit Wasser gefüllte Wanne fallen konnte, erstarrte der Mann zu einem Denkmal. Er blieb in der Haltung stehen, wirkte wie eingefroren und würde sich für fünf Sekunden nicht mehr rühren können.

Das konnte nur der Träger des Stabs. Suko wußte, daß er diese knappe Zeit nutzen mußte.

Wären seine Hände nicht gefesselt, wäre dies kein Problem für ihn gewesen, so aber konnte er sich nur mit seinen Füßen verteidigen. Suko gehörte zu den exzellenten Karatekämpfern. Seine Gelenke waren geschmeidig. Wenn er kämpfte, geschah dies mit einer schon artistischen Gewandtheit.

Der Inspektor hatte sich, soweit es die Fesseln zuließen, auf die rechte Seite gerollt.

Sein linkes Bein hob er aus dem Wasser, winkelte es an und sammelte Kraft für den alles entscheidenden Tritt.

Er mußte genau treffen. Wenn nicht, hatte er verloren.

Der Fuß kam wie ein Rammbock.

Und Suko hatte hervorragend gezielt. Er hämmerte den Außenrist unter das Kinn des Mannes, und dieser wurde fast auf die Zehenspitzen gehoben, als wollte er seine Füße verlassen.

Er flog quer durch das Bad, krachte noch mit dem Rücken gegen das Waschbecken, riß einen Handtuchhalter aus der Fassung und stürzte zu Boden, wo er liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Suko schielte über den Rand der Wanne. Er hatte mitgezählt und wußte, daß die fünf Sekunden, in denen die Starrheit bei seinem Gegner anhielt, vorbei waren.

Dennoch rührte Jerry Stern sich nicht.

Geschafft!

Für einen Moment huschte ein erleichtertes Lächeln über Sukos Lippen, als er daran dachte, wie knapp er dem Tod entwischt war, aber die Gefahr war nur zeitlich verlagert, nicht gestoppt worden.

Noch hielten ihn die Fesseln.

Stern hatte bei ihrem Anlegen genau gewußt, was er tat. Er hatte keine dünnen Nylonseile genommen, sondern normale Stricke, die sich noch mit Wasser vollsaugten.

Jedenfalls mußte Suko es schaffen, diese verdammten Dinger zu lösen. Er wußte nicht genau, wie lange Stern im Reich der Bewußtlosigkeit blieb. Vielleicht eine Stunde.

Er versuchte es durch Zerren. Daß die Kälte des Wassers ihn stark unterkühlt hatte, darauf achtete er nicht. Suko konzentrierte sich einzig und allein auf seine Aufgabe.

Der Kran war fest im Mauerwerk verankert. Er bekam ihn einfach nicht heraus. Vielleicht durch Drehen und Winden. Das klappte zwar, dennoch lösten sich die Stricke nicht.

Also versuchte es Suko mit den Zähnen. Es war eine Hundearbeit, die Stricke anzuknabbern, und zwar genau dort, wo die verfluchten Knoten sich festgezerrt hatten.

Suko löste einige Fasern, oft genug rutschte er ab, doch er arbeitete verbissen weiter.

Es mußte klappen!

Der Inspektor achtete auch nicht auf den Anwalt. Bei jeder wilden Bewegung geriet das Wasser in Wallung und klatschte über. Vor der Wanne hatte es bereits eine Lache gebildet.

Und Suko machte weiter.

Zeit verrann. Die Minuten reihten sich aneinander. Eine halbe Stunde verging, dann waren plötzlich 40 Minuten um, und Suko hatte schon einen kleinen Erfolg erzielt.

Das gab Hoffnung. Er war sogar an den Knoten zwischen den Innenseiten der Handgelenke herangekommen und zupfte weitere Fasern von ihm ab. Dabei zerrte und dehnte er an den Fesseln, sie hatten sich etwas gelockert.

Dennoch mußte Suko noch einmal die gleiche Zeitspanne weiterkämpfen, um zu einem Erfolg zu gelangen.

Zuerst dehnte sich der Strick am rechten Gelenk. Suko bewegte die

Hand, er konnte den Druck lockern und wenig später diesen verdammten Ring abstreifen.

Der Rest war ein Kinderspiel.

Eine Minute später hatte Suko es tatsächlich geschafft. Er spürte, wie das Blut durch seine Adern floß und die Gelenke zum Schmerzen brachte. Das nahm er gern in Kauf.

Dann erhob er sich. Seine Beine zitterten dabei. Als er aus der Wanne stieg, warf er einen Blick auf den Anwalt. Der rührte sich noch immer nicht. Sukos Tritt war knallhart gewesen.

Er durchsuchte den Mann, nahm ihm die Beretta weg und zog den Stecker aus der Dose. Die Verbindungsschnur zum Toaster riß er kurzerhand ab und schleuderte sie zu Boden. Dort blieb sie liegen wie eine tote schwarze Schlange.

Er fror wie ein Schneider, war klatschnaß und mußte andere Kleidung anziehen.

Ohne den Anwalt aus den Augen zu lassen, entledigte sich Suko seiner nassen Sachen, trocknete sich ab, nieste zwischendurch und war froh, frische Unterwäsche, eine neue Hose und ein entsprechendes Hemd überstreifen zu können.

Dann packte er den Anwalt und schleifte ihn in den Wohnraum. Wo sein Tritt den Mann erwischt hatte, schimmerte das Kinn blaugrün. Wahrscheinlich hatte auch der Kiefer etwas abbekommen, doch darauf hatte Suko keine Rücksicht nehmen können, schließlich war es um sein Leben gegangen.

Er hievte den Anwalt in einen Sessel. Bewegungslos blieb der Mann dort liegen. Glücklicherweise war er vor seiner Bewußlosigkeit sehr gesprächig gewesen. So hatte Suko einiges erfahren, was diesen verzwickten Fall anging, aber das war ihm zu wenig gewesen, er wollte noch mehr Antworten haben.

Stern regte sich wieder. Suko beschleunigte den Vorgang, indem er einige Male gegen die Wangen schlug und dann zurücktrat, als Stern blinzeln die Augen öffnete.

Suko setzte sich ihm gegenüber, wartete, bis Stern ihn ansah und sagte dann: »Im Jenseits hat es mir überhaupt nicht gefallen, Meister. Ich bin wieder zurückgekehrt.«

»W... wie?«

»Ich sitze vor Ihnen.«

Stern reagierte nicht, weil er genug mit sich selbst zu tun hatte, über seinen Kopf strich und vorsichtig in Richtung Kinn tastete, wobei er zusammenzuckte, als er die getroffene Stelle berührte. Tränen traten in seine Augen, das Gesicht lief rot an, und mit der Sprache wollte es auch nicht richtig klappen.

»Was... was hast du gemacht?«

»Nur mein Leben gerichtet.«

»Und meinen Kiefer...«

»Das lässt sich wieder richten, Stern. Vorausgesetzt, in den Gefängnissen gibt es die entsprechenden Ärzte.«

Stern glotzte ihn an. »Sie wollen mich in den Knast bringen?« nuschelte er.

»Sicher.«

»Das schaffen Sie nicht!«

»Aber nicht doch, Mr. Stern. Sie als Anwalt sollten unsere Gesetze eigentlich kennen. Sie wissen selbst, was Sie getan haben. Da gibt es nur eine Strafe.«

»Ich habe gar nichts getan!« keuchte er. »Sie haben mich angegriffen und mir wahrscheinlich den Kiefer gebrochen. Sie sind es doch, der angeklagt werden muß.«

Suko lächelte ihn spöttisch an. »Jetzt sagen Sie mir nur noch, daß Sie Ihren Anwalt sprechen wollen.«

Stern schwieg. Suko ließ ihn im eigenen Saft eine Weile schmoren, bevor er fragte: »Setzen Sie Ihre Hoffnungen auf Ihre Hexenfreundinnen und deren Meister Abandur?«

»Was wissen Sie schon davon?«

»Einiges, aber zu wenig. Da haben Sie recht. Da Sie mich ja schon für so gut wie tot hielten, als ich im Wasser lag, haben Sie mir einiges erzählt, an das ich mich nur allmählich erinnere. Aber Sie haben immer wieder von Ihrem Mentor Abandur gesprochen. Er soll Ihnen Ihre Stellung erst ermöglicht haben.«

»Das hat er auch.«

»Aber er ist tot.«

In Sterns Augen trat ein Leuchten. »Tot!« wiederholte er und lachte dabei sehr leise. »Ja, er ist offiziell tot, aber manchmal leben Tote noch munter weiter.«

»Kam er als Zombie zurück?«

»So ähnlich.«

»Dann befindet er sich also jetzt in der Nähe.«

»So ist es.«

»Wo?«

Stern begann trotz seiner Kieferschmerzen zu lachen. »Das wollen Sie gern wissen, wie? Ja, ich weiß es, aber ich werde es Ihnen nicht verraten. Dies wird für ihn die Nacht der Nächte.«

»Mit Jane Collins?«

»Ja, mit ihr an seiner Seite. Er hat sie zurückgeholt. Er wird sie zu seiner Braut machen und ihr die Schönheit geben, die ihm gefällt. Er ist der Hexenmeister, die Hexen gehorchen ihm, und er wird seine Herrschaft wieder antreten, die so lange unterbrochen war.«

»In dieser Nacht?«

»So ist es.«

»Und wo?«

Stern lachte. »Sie haben keine Chance. Gar nicht mal weit von London entfernt, beginnen die Hexen den Polterabend und die Brautnacht zu feiern. Der Teufel persönlich wird Pate sein und zuschauen, wenn Abandur sich seine Braut aussucht. Er wird...«

Suko war aufgestanden, und der Anwalt sprach nicht mehr weiter. Er hatte in das Gesicht des Chinesen geschaut und darin den kalten Ausdruck gesehen.

»Wo findet es statt?« fragte Suko.

»Ich sage nichts.«

Suko drückte seine flache Hand gegen die Brust des Mannes. »Sagen Sie tatsächlich nichts?«

»Wollen Sie mich foltern?« keuchte er.

Suko lächelte kalt. »Sie als Anwalt sollten wissen, daß bei uns nicht gefoltert wird.«

»Vielleicht weiß ich es besser.«

»Nein, so etwas würde ich nie tun. Ich appelliere an Ihre Einsicht, Stern.«

»Da können Sie lange warten.«

Suko starrte in die Augen des Anwalts. Er las dort den Willen, auf keinen Fall etwas preiszugeben.

Die andere Kraft in ihm war einfach stärker.

»Na los, foltern Sie mich, Chinese. Machen Sie schon. Darin sind Sie bestimmt Meister.«

Suko trat zurück. »Nein!« sagte er. »Ich bleibe dabei.« Er ging zum Telefon und hob den Hörer ab.

Der Anwalt beobachtete ihn. »Wen wollen Sie jetzt anrufen?«

»Die Kollegen holen Sie ab. Während die anderen feiern, können Sie die Stunden in einer Zelle verbringen. Die erste Nacht soll immer die Schlimmste sein, habe ich mir von Leuten sagen lassen, die es wissen müssen. Aber das werden Sie bald selbst feststellen können.«

Jerry Stern überlegte. Er starrte auf Sukos Zeigefinger, der die ersten Zahlen eintippte.

»Und was geschieht, wenn ich rede?« fragte er plötzlich.

»Dann müßte ich meinen Plan ändern.«

»Inwiefern?«

Suko glaubte daran, daß er schon so gut wie gewonnen hatte. »Wir werden sehen«, sagte er. »Es kommt darauf an, was Sie mir zu bieten haben, Mr. Stern.«

»Vielleicht etwas Großes.«

»Lassen Sie hören, ich bin gespannt.« Suko ging davon aus, daß dieser Anwalt unbedingt dabei sein wollte, wenn Abandur Jane Collins zur Braut nahm. Das konnte er nicht, wenn sich die Zellentür hinter ihm geschlossen hatte. Also suchte er jetzt nach einem Kompromiß,

wo er sein Gesicht nicht verlieren würde.

»Sie haben sowieso versagt«, erklärte Suko. »Denn ich lebe noch. Das wird man Ihnen ankreiden.«

»Abandur?« fragte Stern und lachte kratzig.

»Zum Beispiel.« Suko setzte sich bequem hin. »Wissen Sie, ich kenne die Gestalten der anderen Seite. Ich weiß genau, wie sie reagieren und daß sie das Versagen der Menschen immer nur mit dem Tod bestrafen. Das ist nun mal so und wird auch so bleiben.« Suko grinste den Anwalt breit an. »Ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken, Stern.«

»Sie versuchen, mir Angst einzujagen.«

»Ich spreche nur die Tatsachen aus. Sie können sich daran halten oder auch nicht, aber ich sehe es nun mal als die volle Wahrheit an. Zudem besitze ich meine einschlägigen Erfahrungen, darauf können Sie sich verlassen. Wenn wir Sie in die Zelle stecken, sind Sie natürlich für eine Weile in Sicherheit. Ich sage aber bewußt nur für eine Weile, denn es kann auch anders kommen. Dämonen vergessen nichts, der Teufel schreibt sich alles auf. Er wird irgendwann zu Ihnen kommen und Ihnen seine Rechnung präsentieren. In Ihrem Fall wird es möglicherweise Abandur sein. Den halten auch keine Gitter ab, das sollten Sie eigentlich wissen, Mr. Stern.«

Der Anwalt hatte zugehört. Er war auch nervös dabei geworden. Suko glaubte daran, daß er ihn gleich soweit hatte. Er fügte nur noch etwas hinzu.

»Sie sollten auch wissen, daß Sie mir eigentlich dankbar sein können, weil ich es geschafft habe, mein Leben. Meine Freunde und ich sind es gewohnt, gegen Dämonen und auch gegen den Teufel und dessen Diener zu kämpfen. Überlegen Sie, Mr. Stern. Wir haben die Möglichkeiten, Ihren Meister zu vernichten. Sollte das geschehen, sind Sie aus dem Schneider, Mr. Stern.«

»Für den Knast?«

Suko hob die Schultern. »Darüber könnten wir uns zu gegebener Zeit unterhalten. Es gibt ja Polizisten, die etwas vergeßlich sind.« Der Inspektor lächelte leicht. »Manchmal überkommt mich diese Eigenschaft ebenfalls.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Nun, ich könnte mir vorstellen, daß mich mein Gedächtnis im Stich läßt, wenn es darum geht, mich an Ihr Mordvorhaben zu erinnern, Mr. Stern.«

»Raffiniert, Mann.«

»Ich denke nur realistisch.«

»Aber umsonst ist der Tod!«

»Auch ein Irrtum, der kostet nämlich das Leben. Im Prinzip haben Sie recht, Mr. Stern. Ich will etwas Bestimmtes von Ihnen. Sie sind derjenige, der Bescheid weiß, und ich möchte an Ihrem Wissen

teilhaben. Das ist alles.«

Stern überlegte. Er strich dabei über sein lädiertes Kinn und sagte schließlich: »An meinem Wissen wollen Sie teilhaben. Wie soll das denn aussehen?«

»Es kommt auf Sie an.«

»Soll ich Sie irgendwohin bringen?«

»Das wäre nicht schlecht. Ich habe da auch schon eine Idee. Sie haben mir viel von diesem Hexen-Polterabend erzählt. Ich bin zwar nicht unbedingt ein Freund der Polterabende, doch so originelle wie diesen möchte ich mir eigentlich nicht entgehen lassen. Ich werde dort sein, gewissermaßen als ein Ehrengast, den zunächst niemand sieht. Was halten Sie von meinem Vorschlag?«

»Er kommt nicht überraschend.«

»Stimmt, weil er realistisch ist.«

»Ich muß ihn mir durch den Kopf gehen lassen.«

»Nein, Mr. Stern, das ist vorbei. Ich will jetzt und hier eine Antwort von Ihnen.«

»Kann ich eine Tablette haben?« fragte er und strich über seinen Kopf. »Ich... ich habe Schmerzen.«

»Ich werde nachschauen, ob ich welche dahabe.«

»Ja, bitte.«

Suko erhob sich und ging in die Küche. Er ließ die Tür offen, denn er traute dem Anwalt nicht. Und er hatte recht behalten. Als Suko einen Schritt zurückging, um in den Wohnraum schauen zu können, sah er, daß sich Stern erhob und auf leisen Sohlen zur Tür schlich. Der Anwalt hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, er mußte sich noch an der Wand festhalten.

Suko verließ die Küche und schüttelte den Kopf. »Aber, Mr. Stern, Sie sollten sich nicht überanstrengen.«

Noch vor dem Zugang zum Flur blieb Stern stehen, drehte sich vorsichtig um und verzerrte das Gesicht zu einem Grinsen. »Man kann es ja mal versuchen.«

»Natürlich. Möchten Sie noch immer eine Tablette?«

»Ja bitte.«

Als Suko sie brachte, zusammen mit einem Glas Wasser, saß Stern wieder im Sessel. Er nahm die Tablette und schluckte sie mit Wasser hinunter.

»So«, sagte Suko, »jetzt sind Sie an der Reihe.«

»Ich weiß«, flüsterte der Anwalt. »Und ich weiß auch, daß die anderen mich umbringen werden.«

»Das möchte ich nicht unterstreichen. Es kommt darauf an, wie Ihre Informationen ausfallen.«

»Also gut, Inspektor. Ich sage Ihnen, was Sie wissen wollen...«

Sie war eine Hexe gewesen, hatte Edwina geheißen und war durch die silberne Spitze eines Spazierstock vernichtet worden. Zurückgeblieben waren kleine Knochenstücke, Asche und verkohlte Haarreste. Dies alles eingepackt in einen hellen Staubmantel, den die Hexe getragen hatte, wie auch eine Sonnenbrille mit großen Gläsern.

Wir waren in Lady Sarah Goldwyns Haus gegangen, hatten die Reste mitgenommen und sie in den Kamin gepackt. Diese Aufgabe hatte ich übernommen.

Glenda Perkins trank einen Brandy, als ich in den Wohnraum zurückkehrte. Sie war noch immer blaß im Gesicht und zitterte. Kein Wunder. Glenda war durch viel Glück einem Mordanschlag der jetzt vernichteten Hexe entgangen.

»Gütiger Himmel«, flüsterte sie, als sie mich sah. »Die hat mich tatsächlich töten wollen. Aber weshalb, John?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Hängt es vielleicht damit zusammen, daß mich Jane früher fast gehaßt hat?«

Ich schwieg. Möglicherweise hatte Glenda damit den berühmten Treffer gelandet. Ich dachte wieder an den Abschiedsbrief, den ich von Jane Collins bekommen hatte. Sie hatte erklärt, daß sie gehen wollte, die andere Seite war trotz allem stärker gewesen, und ich sollte - nach ihrem Wunsch - mit Glenda glücklich werden.

Nichts und niemand hatte Jane halten können. Auch Sarah Goldwyn nicht, bei der sie seit einiger Zeit wohnte. Die beiden Frauen waren zu Freundinnen geworden, und Lady Sarah hatte etwas von Janes Veränderung bemerkt, sie auch darauf angesprochen, aber Jane hatte ihr stets ausweichende Antworten gegeben.

Schließlich war sie verschwunden, als Sarah Goldwyn einkaufen gegangen war.

Auch auf die Horror-Oma war ein Anschlag verübt worden. Eben von dieser Person, die Lady Sarah schließlich vor ihrer Haustür hatte ausschalten können.

Auch sie trank einen Brandy und starrte zu Boden. Es geschah selten, daß sie sprachlos war, jetzt versagte ihre Stimme.

Ich schob meine Hände in die Hosentaschen und begann damit, im Zimmer auf und ab zu wandern.

»Abandur«, sagte ich halblaut. »Das ist des Rätsels Lösung. Dieser einzige Name. Wir müssen die Gestalt finden, die den Namen trägt.«

»Ein Hexenmeister«, sagte Lady Sarah.

»Richtig. Ein toter Hexenmeister!« Ich wurde noch präziser. »Aber jetzt nicht mehr. Seine alten Dienerinnen haben überlebt und ihn aus dem Grab geholt.«

»Für Jane.«

»Genau, Sarah, für Jane. Fragt sich nur, was er mit ihr vorhat. Er will

sie zurückholen, okay, das verstehe ich. Weshalb ausgerechnet sie? Es muß noch einen anderen Grund geben.«

»Und wie kannst du ihn herausfinden, John?«

»Keine Ahnung, wirklich nicht.«

Glenda Perkins stellte ihr leeres Glas ab. Mit der anderen Hand deutete sie dabei auf einen Gegenstand, den ich in das Haus mitgebracht hatte. Es war eine Puppe, und sie zeigte die Gesichtszüge der Jane Collins. Eine Hexe, deren Selbstmord ich nicht hatte verhindern können, hatte sie mir überlassen und mich überhaupt erst auf die Spur gebracht, was leider zu spät gewesen war. Das Motiv zum Verrat der Hexe war Rachsucht oder gekränkte Eitelkeit gewesen, da man sie in der Hierarchie übergangen hatte.

»Was meinst du mit der Puppe, Glenda?«

Sie wechselte den Blick und schaute mich an. »Wäre es nicht eine Möglichkeit, John? Diese Puppe deutete auf Voodoo hin. Soviel mir bekannt ist, gibt es zwischen den Voodoo-Puppen und den Menschen, deren Abbild sie darstellen, eine Verbindung...«

»Ja, ich weiß, worauf du hinauswillst.« Ich setzte mich und legte die Puppe rücklings auf meinen Schoß, so daß ich ihr auch ins Gesicht schauen konnte.

Es zeigte nicht mehr die feinen Linien der Züge einer Jane Collins. Das Gesicht war verbeult, an den Wangen eingedrückt, von kleinen Stichen gezeichnet, ebenso wie der Körper. Die Puppe fühlte sich leicht an, aber sie mußte verhext worden sein. Möglicherweise magisch besprochen oder mit einer dünnen Salbe eingerieben, die wir mit bloßem Auge nicht erkennen konnten.

»Könnte sie dir eine Antwort geben?« fragte Glenda flüsternd.

»Das wäre schön.«

»Versuch es doch, John!« Lady Sarah nickte mir aufmunternd zu. »Ich an deiner Stelle würde es tun.«

»Der Gedanke ist nicht schlecht, nur habe ich Angst, die Puppe dann zu zerstören.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ist doch klar. Wenn ich mit einer stärkeren Magie herangehe, mit meinem Kreuz, zum Beispiel, könnte das voll in die Hosen gehen.«

»Sei doch nicht so ordinär.«

Ich lachte. »Aber es stimmt.«

»Versuche es trotzdem.«

»Ja, John, mach es!« drängte auch Glenda.

Im Prinzip hatten die beiden recht. Unsere Spur zu Jane Collins war abgebrochen. Auch die Fahndung hatte es nicht geschafft, ihren Wagen zu finden, mit dem sie weggefahren war.

Während ich noch überlegte und das Schweigen zwischen uns stand, meldete sich das Telefon.

»Ich gehe dran«, sagte Lady Sarah. Sie brauchte sich nicht zu erheben. Der Apparat stand in Griffweite.

»Ja...«

Wir schauten sie an und sahen plötzlich das Lächeln auf ihren Lippen. Für einen Moment hoffte ich, daß es Jane Collins war, die sich gemeldet hatte, doch Lady Sarah zerstörte diese Hoffnung schon mit dem nächsten Satz.

»Gut, Suko, ich gebe ihn dir.«

Ich stand auf. »Weißt du, was er wollte?«

»Nein.«

»Ja, Suko, was gibt es? Also hier ist das Durcheinander perfekt. Wir versuchen verzweifelt, herauszufinden, wo sich Jane Collins aufhalten könnte...«

»Das weiß ich!«

»Was sagst du da?«

»Ja, ich bin hier über einen recht smarten Anwalt gestolpert, der mitmischt. Und zwar so intensiv, daß er mich hatte umbringen wollen. Es ist ihm nicht gelungen, wie du ja hörst. Ich habe ihm einiges erzählen können, und er hat sich bereiterklärt, mitzumischen.«

»Wobei?«

»Er weiß, wo sich Jane Collins aufhält und was die andere Seite mit ihr vorhat.«

»Rede schon.«

»Da gibt es den Dämon Abandur...«

»Den kennst du auch?«

»Ja, wieso?«

»Schon gut, Suko, rede weiter.«

»Also, dieser Abandur konnte es nicht verkraften, daß eine Hexe den Schwarzen Pfad verlassen hat. Aus diesem Grunde und mit Asmodis' Hilfe will er Jane zurückholen. Das hat er so gut wie geschafft. Jane soll ihn noch in der kommenden Nacht heiraten. Bei einem großen Hexen-Polterabend. Klingt irgendwie lächerlich - oder?«

»Da bin ich anderer Meinung. Weißt du, wo er stattfindet?«

»Der nette Anwalt will mich hinführen.«

Ich umklammerte den Hörer fester. »Mann, Suko, das ist doch unsere Chance. Das ist einmalig. Wir müssen hin und Jane wieder zurückholen. Verstehst du?«

»Das hatte ich auch vor.«

»Wo genau ist es?«

»Ich habe keine Ahnung. Er will es auch nicht sagen. Er wird mich hinbringen.«

»Wo bist du jetzt?«

»In meiner Wohnung.«

»Okay, dann komm vorbei. Ich bin bei Sarah Goldwyn. Holt mich

hier so schnell wie möglich ab.«

»Geht klar, bis gleich.«

Die beiden Frauen schauten mich gespannt an. »Na?« fragte Lady Sarah. »Du hast Erfolg gehabt, nicht?«

»Nein, nicht ich. Es war Suko.«

»Der auch?«

Ich deutete auf Glenda. »Er sollte das gleiche Schicksal erleiden wie sie. Aber die andere Seite hat es nicht geschafft. Jetzt sind wir an der Reihe.«

Lady Sarah nickte. »Das hört sich gut an. Und wie geht es genau vor sich, John?«

Ich berichtete ihr von unserer Unterhaltung. Lady Sarah und Glenda waren sehr angetan.

»Dann gibt es zum Glück noch Hoffnung für sie!« flüsterte meine Sekretärin. »Das finde ich einfach toll.« In ihren Worten schwang keine Spur von Eifersucht mit.

»Kann ich auch einen Brandy haben?« fragte ich.

»Und wie«, sagte Lady Sarah. »Du weißt ja, wo die Flasche steht. Gönn dir einen Doppelten und schenke mir auch noch einmal ein.« Glenda hielt mir ebenfalls das Glas entgegen.

Wir prosteten uns zu.

»Auf Jane«, sagte ich.

»Und auf ihre Rückkehr«, erklärte die Horror-Oma. »Ich habe mich so an sie gewöhnt und möchte nicht mehr allein leben.«

Wir leerten die Gläser. »Diesen Polterabend«, sagte ich, »wird die Hexenbrut so leicht nicht vergessen.«

»Und du weißt ja Bescheid, mein Junge. Zum Polterabend lädt man nicht ein. Da kommt man so.«

»Als Überraschungsgast«, fügte Glenda noch hinzu.

»Dafür garantiere ich«, erklärte ich. »Eine Überraschung wird es geben. Ihr könnt euch darauf verlassen.«

Ich hatte zwar sehr überzeugend gesprochen, aber ein Rest an Zweifeln blieb dennoch. Suko und ich waren allein, und keiner von uns wußte, wie groß die Übermacht war, der wir uns entgegenstellen mußten...

Weder Lady Sarah noch Glenda Perkins hatten mich darum gebeten, sie mitzunehmen. Sie kannten ihre Grenzen, und sie kannten mich. Ich wollte nicht, daß sie sich in Gefahr begaben. So stand ich allein vor Mrs. Goldwyns Haus und wartete auf Suko.

Noch war er nicht da.

Die Zeit kroch nur so dahin. Ich schaute dem Himmel entgegen. Er war dunkler geworden. Die Sonne hielt sich längst versteckt. Eine

große, graue Decke der Dämmerung kroch wie ein gewaltiger Schatten immer weiter vor. In den Häusern waren die Lichter angezündet worden. Auch die Straßenlaternen brannten. Sie warfen ihren Schein gegen die Blätter der Bäume, die manchmal aussahen, als wären sie lackiert worden.

Ich rauchte eine Zigarette und schaute dem Rauch nach. Passanten, die mich passierten, schauten mich fast ärgerlich an. Es gefiel ihnen nicht, daß ein einsamer Mann rauchend am Straßenrand stand.

Wagen rollten vorbei. Die Scheinwerfer wirkten wie trügerische Glotzaugen.

Dann scherte ein Fahrzeug aus und fuhr links an den Rand der Straße. Es war ein Rover.

»Steig ein, John.«

Suko fuhr selbst. Auf dem Beifahrersitz hockte dieser Anwalt. Sicherheitshalber hatte ihm mein Freund um das linke Gelenk eine Handschelle angelegt. Der zweite Kreis war mit dem Haltegriff gekoppelt, den der Mann bestimmt nicht würde abreißen können.

Im Licht der Innenbeleuchtung schaute ich mir den Knaben an. Gesehen hatte ich ihn vorher noch nie. Er machte tatsächlich einen smarten Eindruck, Typ Playboy, der auf jeder Party als großer Stimmungsmacher und Aufreißer ankam.

Davon war momentan nicht viel zu sehen. Er starrte vor sich hin. Hin und wieder zuckten seine Lippen. Das Gesicht sah verbeult aus, besonders unten am Kinn.

»Hatten Sie Ärger?« fragte ich.

Suko lachte. »Sein Kinn war meinem Fuß im Wege. Er wollte durchaus keinen Abstand halten.«

»Manchmal sollte man besser hören.« Ich hämmerte die Tür zu, und Suko startete sofort.

Im Fond des Rover konnte ich mich quer hinsetzen und meine langen Beine ausstrecken.

»Wohin?« fragte Suko.

»Raus aus London.«

»Klar, aber welche Richtung?«

»Nordwesten.«

»Gut.«

Wir fuhren die breite Kilburn Road in Richtung Stadtrand.

Der Anwalt hockte neben Suko und schwieg. Er drehte sich auch nicht einmal zu mir um.

Ich brauchte jedoch nur seinen Schweißgeruch wahrzunehmen und wußte Bescheid.

Dieser Mann hatte furchtbare Angst!

Plötzlich waren die Hände da!

Zwei Klauen mit langen Fingern, die wie Spinnenbeine aus einem hochwachsenden Gebüsch erschienen und erst dicht vor dem Gesicht der Jane Collins stoppten.

Auch sie stand still.

Ihre drei Begleiterinnen rührten sich ebenfalls nicht. Sie hielten sich in ihrem Rücken auf und lachten leise. Marthel berührte Janes Rücken. »Wir haben die Grenze erreicht«, flüsterte sie. »Es ist unser Gebiet, verstehst du?«

»Nein!« Jane starrte bei dieser knappen Antwort auf die Hände, deren Haut wie dünnes Papier über die Knochen gezogen war. Zu welcher Gestalt die Hände gehörten, wußten sie nicht. Sie war nicht zu sehen, weil die Zweige und Äste der Buschwand ein verwirrendes Muster bildeten.

»Du wirst es noch verstehen lernen«, sagte Marthel, »davon bin ich überzeugt. Ab jetzt ist alles anders. Da beginnt unsere Welt. Die Welt der Hexen, des Teufels und seines großen Dieners Abandur, den wir aus seinem Grab geholt haben.«

»Und wem gehören die Hände?«

»Einem von uns. Alles sind wir. Der Wind, der Boden, die Wolken, die Pflanzen und die Bäume, begreifst du das? Wir sind die Natur, und wir alle sind geboren aus der Großen Mutter, die noch immer über uns wacht. Lilith und Luzifer - wer kann schon gegen diese beiden an? Auch du hast es versucht, aber es war nur ein schwaches Aufbäumen, denn man hat dich zurückgeholt. Ist das nicht wunderbar?«

»Ich spürte eure Kraft.«

»Sie ist immer vorhanden«, erklärte ihr Marthel. »Mal wie das Säuseln des Windes, dann wieder als gewaltiges Rauschen, ein Sturmwind, der über das Land hinwegbläst und alles mit sich reißt, was sich ihm in den Weg stellt. Auch wir werden mitgerissen, und du wirst bald soweit sein, daß du diese Welt besser erkennst.«

Jane hatte zugehört, dabei waren ihre Blicke nach wie vor auf die Hände gerichtet, die plötzlich verschwanden und sich schlangengleich in das graue Unterholz zurückzogen. Sehr bald schon kehrten sie wieder zurück.

Diesmal hielten sie etwas umklammert. Eine flache Schale bildete das Verbindungsstück zwischen ihnen, sie wirkte wie ein kleines Schiff, über dessen Oberfläche dünne Dampfschwaden schwebten.

»Es ist der Trank, den du zu dir nehmen mußt, um in unserer Welt willkommen geheißen zu werden«, erklärte man ihr. »Ein jeder hat ihn getrunken, er bildet die Verbindung zu Abandur.«

»Wie kann er das?« wollte Jane wissen.

Marthel lachte leise. »Das ist sehr einfach. Dieser Trank besteht aus dem Blut deines Bräutigams. Aus dem Saft, den wir aus vielen

Kräutern zusammengemixt haben, ihn kochten und das Skelett unseres Meisters hineintauchten, so daß sich um die Knochen wieder ein Körper bilden konnte. Ein Körper aus den Zutaten der Natur. Jede Ingredienz ist ein Teil der großen Mutter. Sie zusammen ergeben ihn, unseren Meister, einen lebenden Abandur, der auf dich wartet. Wir alle warten auf dich, denn wir werden das große Fest der Feste feiern.«

In Jane regte sich so etwas wie ein letzter Widerstand. Sie spürte, daß sie vor der berühmten Schwelle stand. Wenn sie diese überschritt, war sie wieder gefangen in der Welt des Bösen, und da würde ein Entkommen so gut wie unmöglich sein.

»Nun? Willst du die Schale nicht an dich nehmen?« wurde sie gefragt. Die Stimme klang ungeduldig.

Sie formierte ihren Widerstand zu einer Frage. »Und wenn ich es nicht will?«

»Müssen wir dich zwingen!«

Marthel hatte die Worte zwar leise gesprochen, dennoch duldete der Tonfall keinen Widerspruch.

Feinde überall. Jane Collins empfand alles als ihr feindlich gesonnen. Selbst die Wolken am Himmel oder den dunklen Boden sowie das Buschwerk und das Unterholz, das aus zahlreichen Fußangeln bestand, dornig war und manchmal an tote Schlangen erinnerte, die sich zusammengebunden hatten.

Eine Welt für sich, eine normale Welt, doch durch den Zauber der Hexen zu einem menschenfeindlichen kleinen Universum hochstilisiert.

»Nimm ihn!« drängte Osina.

»Sonst werden wir zu Feindinnen«, fügte Ulana hinzu.

Jane nickte, bevor sie ihre Arme ausstreckte und sie zwischen die beiden anderen drückte. Sie legte ihre Handflächen gegen den unteren Boden der Schale und ging dabei sehr behutsam vor, weil sie keinen Tropfen verschütten wollte.

Man ließ sie in Ruhe, weil es sehr wichtig für sie war, diesen Trank zu sich zu nehmen.

Janes Hände zitterten ein wenig. Das konnte sie nicht vermeiden, und so etwas übertrug sich auch auf die Flüssigkeit, die innen am breiten Rand hochlief und überschwappte, so daß die Tropfen über die Handrücken der Detektivin laufen konnten.

Es war eine dunkle Flüssigkeit. Eine genaue Farbe konnte Jane nicht erkennen, aber sie war nicht sehr weit von der des Blutes entfernt. Einen Blutgeruch sonderte sie nicht ab. Sie roch eher streng, nach Kräutern und Gewürzen und besaß eine gewisse Temperatur, die wärmer war als Janes Haut.

Die drei Hexen schauten ihr zu. Ihre Gesichter wirkten selbst wie die

Rinde alter Bäume. Nur eben etwas heller. In den Schächten der Pupillen sah Jane das rote Glosen, ein Zeichen dafür, wie sehr die Hexen der Hölle verbunden waren.

Noch einmal zuckte die Detektivin zusammen, als sie mit den Lippen den Rand der Schale berührte.

Dann kippte sie das Gefäß in ihre Richtung. Träge rann das lauwarme Gebräu gegen ihre Lippen, berührte es, und Jane spürte sofort den bitteren Geschmack auf ihrer Zunge. Sie dachte plötzlich daran, daß es vielleicht Gift sein könnte, das sie zu sich nahm, zögerte mit dem nächsten Schluck, was die Hexen bemerkten, und hörte schon ihre Stimmen, die sie weiterdrängten, die Schale endlich zu leeren, und Jane Collins gehorchte.

Die sämige, dicke Flüssigkeit füllte ihren Mund aus. Jane bekam den Eindruck, sie essen zu können.

Der bittere Geschmack verstopfte fast ihre Atemwege, sie holte nur mehr Luft durch die Nase und mußte schlucken.

Die fast schon breiige Masse rann durch ihre Kehle. Bereits jetzt spürte Jane die Hitze, die sich ihrer bemächtigt hatte. Wahre Wellen schossen durch ihren Kopf, die Haut nahm eine Rötung an, hinter der Stirn schien es zu schäumen.

»Leeren, du mußt sie bis zum Grund leeren!« flüsterte Marthel. »Kein Tropfen darf zurückbleiben, verstehst du? Kein einziger Tropfen mehr, sonst wird das Gegenteil von dem eintreten, was du eigentlich vorgehabt hast. Kein Tropfen, Jane, du mußt unsere Schwester werden, nur dann kannst du mit Abandur die Brautnacht feiern...«

Janes Augen waren weit geöffnet. In den Pupillen flackerte die Angst, aber sie tat, was man ihr aufgetragen hatte. Sie schluckte und glaubte, daß sich ihr Magen bis zur letzten Dehnung füllte. So etwas kannte sie bisher nicht, sie wurde gesättigt, und auch der Durst verschwand.

»Ja, du hast es geschafft«, sagte Ulana. »Die Schale ist völlig leer. Es befindet sich kein Tropfen mehr darin. Jetzt kannst du nicht mehr zurück, der Weg zu Abandur ist frei geworden - endgültig frei...«

Ihre Arme sanken nach unten. Sie merkte kaum, daß man ihr die leere Schale aus der Hand nahm und auch die aus dem Gebüsch ragenden Hände wieder verschwanden.

Ein leises Rascheln noch, dann war es still.

Die Hexen faßten sie an. Jane spürte ihre Hände auf ihrem Körper. Sie berührten sie an den Hüften und an der Seite, und sie spürte den Druck, der sich verstärkte.

Nicht nur äußerlich, auch in ihrem Innern tat sich etwas. Nichts war mehr wie sonst. Ihr eigenes Blut mußte sich mit dem Trank vermischt haben, denn es rauschte durch ihre Adern, und sie spürte es auch im Kopf. Dabei wurde sie den Eindruck nicht los, als bestünde der Trank aus einem Gemenge zahlreicher Stimmen, die einen Wirrwarr im Kopf

bildeten und durcheinander sprachen.

Ihr schwindelte.

Die nähere Umgebung begann zu schwanken. Jane merkte nicht, daß sie selbst es war, die sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Erst als sie von ihren Hexenschwestern gestützt wurde, ging es ihr wieder besser.

»Jetzt bist du würdig!« Marthel hatte ihre dünnen Lippen dicht an Janes Ohr gebracht. »Jetzt bist du wirklich würdig, bei uns und eine von uns zu sein...«

Jane starrte ins Leere. Sie hatte die Worte zwar vernommen, aber das Gefühl gehabt, als wären sie nicht für sie gewesen. Sie stand da und spürte die Flammen.

Kein Feuer, das sie sehen oder greifen konnte. Da tobte etwas in ihrem Innern, das sich zu einer Hitze entwickelte, die den gesamten Körper durchstrahlte, ihn leicht machte und gleichzeitig für andere Dinge öffnete. Dinge, die Jane schon längst wieder vergessen hatte, weil sie zu einem Leben gehörte, das sie nicht wollte, zu dem sie aber durch die Einnahme des Tranks gezwungen wurde.

»Jetzt gehörst du zu uns«, wurde ihr gesagt. »Wir haben dich zurückgeholt.«

Jane nickte nicht einmal, sie starrte ins Leere, aber sie horchte in ihr Innerstes, wo der Trank sich mit dem Blut vermischt hatte und zahlreiche Flüsterstimmen aufsummten.

Jemand sprach zu ihr, der ihr seltsam vertraut vorkam und trotzdem fremd war.

Er hieß sie willkommen, im Namen seines Blutes, das sie getrunken hatte.

»Mein Blut und deine Schönheit werden eine Verbindung eingehen. Die Ungetreue wird sich an meine Seite setzen und mir ihre Schönheit weihen. Du weihest der Schönheit dein Leben, aber ich werde sie mir nehmen. Ich habe sie mir schon genommen, wir werden nur noch den Bund schließen, der uns zusammenkittet.«

Jane Collins besaß weder den Mut noch die Kraft, zu widersprechen. Ein anderer hatte die Kontrolle über sie bekommen, und sie würde ihm gehorchen.

Marthel trat neben sie. Jane hörte ihre Schritte, als sie über den Boden schleiften. Als würde ihr die Welt gehören, so deutete Marthel mit beiden Händen nach vorn.

»Schau hinein, schau in unsere Welt, die du nun erleben wirst. Wir haben sie zu der unsrigen gemacht. Sie ist die Welt der Menschen gewesen, nun aber gehört sie Abandur...«

»Wo ist er?«

»Er wartete auf dem Hügel. Dort steht sein Thron, und viele sind gekommen, um ihm zu dienen. Kein Polterabend ohne Gäste. Der

Teufel hatte die Tore der Hölle geöffnet, um sie zu schicken. Sie werden dich umtanzen, sie werden dir eine große Ehre bringen, Jane. Freu dich darauf. Sei bereit, alles zu tun, verstehst du?»

»Jetzt ja.«

»Dann laß uns den Meister nicht länger warten lassen...«

Irgendwann, es war schon längst dunkel geworden, und wir hatten uns im Kreis bewegt, da schüttelte Jerry Stern den Kopf. »Verdammt noch mal, ich weiß es nicht mehr!«

»Fahr mal links ran!« sagte ich zu Suko.

Der kam meiner Aufforderung nach. Wir befanden uns auf einer einsamen Straße, die wie ein Lineal die Finsternis durchschnitt. Suko ließ den Rover ausrollen.

»Was wissen Sie nicht?« fragte ich nach.

»Den... den Weg.«

»Soll das heißen, daß Sie uns in die Irre geführt haben?« Meine Stimme hatte an Schärfe gewonnen.

»Ja, nein...«

»Was denn?«

»Ich glaube, wir haben uns verfahren.«

Er hatte den Satz ausgestoßen und die Worte durch ein Zischen begleitet.

Ich ließ mich in das Rückenpolster zurücksinken. »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte ich.

»Ich bin mir ja selbst nicht im klaren darüber, aber es könnte so gewesen sein.«

Jetzt mischte sich Suko ein. »Wenn Sie uns an der Nase herumführen wollen, Stern, geht es Ihnen schlecht. Sie befinden sich in einer verdammt schlechten Situation. Ich habe den Mordversuch an mir nicht vergessen. Tricks können Sie sich nicht erlauben.«

Soweit es seine Fessel zuließ, hatte sich Stern gedreht und den hinter dem Lenkrad sitzenden Suko angestarrt. In der Dunkelheit des Wagens glänzte sein Gesicht bläulich. »Verdammt«, flüsterte er, »ich lasse mir doch nichts anhängen. Nein, das habe ich nicht nötig. Ich... ich will, keinen reinlegen. Ich habe mich verfahren, ich...«

»Aber die Richtung stimmte?« fragte ich dazwischen.

»Ja.«

»Gibt es ein Anzeichen dafür, daß wir uns dem Gebiet nähern, wo dieser Polterabend stattfinden wird?«

»So... so gut wie nicht.«

»Also doch etwas?«

»Ein Hügel...«

Ich verzog den Mund. Das war zwar eine Antwort, aber sie taugte

nicht viel. »Ein Hügel«, murmelte ich. »Davon gibt es viele in dieser Gegend.«

»Ich weiß.« Stern wischte mit der freien Hand über seine Stirn. Als er auf die Fläche schaute, war sie schweißnaß.

»Es tut mir auch irgendwie leid, aber ich selbst war noch nicht dort. Ich kenne den Ort nur vom Hörensagen.«

»Dann hat er einen Namen?« hakte Suko sofort nach.

»Ja, ich glaube.«

»Wie heißt er?« fragte ich.

»Man nennt ihn den Bluthügel. Früher hat man hier die Hexen ermordet und Menschen, die zu ihnen hielten. Der Boden soll mit dem Blut der Hexen getränkt worden sein...«

»Und der ist hier in der Nähe.«

»Ja.«

Hinter dem Lenkrad drehte sich Suko um. »Was meinst du, John? Soll ich mal ein Dorf anfahren?«

»Okay, da fragen wir nach.« Ich beugte mich vor und tippte unserem Gefangenen auf die Schulter.

»Aber wehe, mein Freund, wenn du uns reingelegt hast. Dann gibt es Stoff. Zeit schinden, ist nicht drin, das will ich Ihnen gesagt haben.«

»Ja, ja.« Er nickte. »Ich habe wirklich nichts getan. Ich... ich konnte nichts dafür.«

Suko fuhr wieder an.

Aus der Seitentasche an der Tür fischte ich eine Karte. Im Licht meiner Bleistiftleuchte schaute ich mir die Umgebung genau an. Wir befanden uns nicht mehr im Großraum London, aber die ersten kleinen Vororte lagen auch nicht weit entfernt.

Leider schaffte ich es nicht, die Nebenstraße zu finden, auf der wir uns befanden, gab Suko aber den Tip, in Richtung Rickmansworth zu fahren. Irgendwann mußten wir einfach auf eine breitere Straße treffen.

»Könnt ihr mich nicht endlich losbinden?« beschwerte sich unser »Gast«.

»Nein!« sagte ich.

»Mir scheuert die Haut allmählich durch.«

Suko mußte lachen. »Sie hatten mich an einen Wasserkran gefesselt. Die Stricke sind feucht geworden und zogen sich dabei zusammen. Glauben Sie, daß dies ein Vergnügen war?«

Stern schwieg.

Fünf Minuten später hatten wir Glück, denn wir erreichten die breite Rickmansworth Road, die die Bezeichnung 404 trägt. An der Einmündung stoppte Suko, weil wir auch ein bedrucktes Straßenschild sahen. Die Bezeichnungen waren in der Dunkelheit schwer zu lesen, weil die Schrift nicht reflektierte, aber Stern hatte gute Augen.

»Bishops Wood!« sagte er leise.

»Was meinen Sie?«

Er schielte mich an. »Bishops Wood. So heißt das Gebiet. Es ist mir wieder eingefallen.«

»Steht dort der Bluthügel?«

»So ist es.«

Auf meinen Knien lag noch die Karte. »Dann mußt du weiter geradeaus fahren, Suko. Es sind ungefähr noch zweieinhalb Meilen bis zu unserem neuen Ziel.«

»Bis zum Hügel?«

»Nein, wir kommen dann nach Batchworth Heath. Dort können wir fragen.«

»Gemacht.«

Die Strecke war schnell zurückgelegt. Links von uns war es stockfinster. Ein gewaltiges Areal breitete sich dort aus. Ein großes Waldstück. Dort würden wir bestimmt auch den Bluthügel finden.

Wir fuhren nicht bis nach Batchworth Heath hinein. Am Ortseingang befand sich auf der rechten Seite eine Tankstelle. Sie war bereits geschlossen, aber im Haus des Tankwarts brannte noch Licht, und ich sah auch den Schatten eines Mannes, der durch den Lichtschein wanderte.

Ohne uns abgesprochen zu haben, hatte Suko die gleiche Idee gehabt wie ich. Er kurbelte am Lenkrad und ließ den Rover auf das Gelände der Tankstelle rollen.

Er und Stern blieben im Wagen sitzen. Ich stieg aus. Der Tankwart hatte uns längst gesehen, kam nicht aus seiner Bude und öffnete eine Klappe im Fenster.

»Geschlossen, Mister!«

»Ich weiß.«

»Dann verschwinden Sie.«

»Warum so unfreundlich?« fragte ich und hielt meinen Ausweis gegen das Glas. Die Klappe war wieder zugefallen.

Der Tankwart las, nickte und schloß die Tür auf. Er kam selbst nach draußen.

»Ich wußte nicht, daß Sie von der Polizei sind, Mister. Wenn Sie Benzin brauchen, werde ich Ihnen natürlich helfen.«

»Das brauchen wir nicht. Es geht mir vielmehr um eine Auskunft.«

Der Mann trug einen fleckigen Overall und roch nach Altöl. »Ja, fragen Sie?«

»Es geht um den Bluthügel. Haben Sie davon schon gehört?«

Er schaute mich an, grinste dabei und schüttelte den Kopf. »Ja, aber wieso?«

»Wir müssen dorthin, nehmen an, daß er sich im Bishops Wood befindet, sind uns aber nicht sicher.«

»Da haben Sie sich nicht geirrt.«

Die Neugierde stand in seinen Augen zu lesen, doch er stellte keine Fragen nach dem Grund unseres Besuchs. »Natürlich, wenn Sie wollen. Es führt nur eine Straße durch den Wald, und die nur am Rand entlang. Sie werden, wenn Sie die Straße nehmen, irgendwann auf einen Parkplatz treffen. Dort können Sie Ihren Wagen stehenlassen. Wenn Sie in nördliche Richtung laufen, gelangen Sie zum Bluthügel. Den können Sie nicht übersehen. Er ist die höchste Erhebung und liegt auch ziemlich frei. Dort wachsen keine Bäume, nur Büsche.«

»Danke.«

»Aber seien Sie vorsichtig«, riet mir der Tankwart noch. »Der Bluthügel hat eine böse Geschichte. Schließlich gab man ihm nicht umsonst diesen Namen.«

»Ach, welche denn?«

»Das ist doch klar. Dort hat man vor langen Jahren unliebsame Personen hingerichtet. Hexen und so. Ihr Blut hat den Boden getränkt. Deshalb der Name Bluthügel.«

»Ich bedanke mich, Mister. Wenn Sie mir jetzt noch den Weg etwas genauer beschreiben würden?«

Das tat er auch. Ich erfuhr, daß wir wieder ein Stück zurückfahren mußten, um auf die Straße zu gelangen, die in den Wald hineinführte, sich aber nur an der südlichen Grenze entlangzog.

Zehn Sekunden später starteten wir, begleitet von den Blicken des Tankwarts, der sich jetzt sicherlich seine Gedanken machte.

Suko hatte mitgehört. Ich brauchte ihm nichts mehr zu sagen. Als wir die breite Straße verließen, hatten wir den Eindruck, in eine andere Welt zu fahren.

Sie war düster, bestand aus Schatten, die von den wuchtigen, dicht belaubten Bäumen geworfen wurden und sich mit der Dunkelheit des späten Abends vermischten.

Licht gab es nicht, bis auf unsere Scheinwerfer, die einen weißen Mantel auf die Straße warfen, der an seinen Rändern über die Stämme der am Wegrand stehenden Bäume huschte oder versuchte, lautlos in das Unterholz einzudringen.

Auch unser unfreiwilliger Gast meldete sich wieder. »Ja, hier sind wir richtig. Den Weg kenne ich.«

»Wann sind Sie ihn zum letztenmal gefahren?« fragte ich.

»Das ist lange her. Vor der Weihe.«

»Als Sie auf den Teufel schworen?«

»So ungefähr.« Er gab die Antwort leise, als würde er sich schämen, daß es nur die Kraft des Satans oder dessen Dieners gewesen war, die diesen Anwalt so vermögend gemacht hatte.

Suko entdeckte den Platz zuerst. Ein Schild wies ihn als Parkplatz aus. Man hatte sich Mühe gegeben und aus Holzstämmen angefertigte

Sitzgelegenheiten aufgestellt. Daneben ließ Suko den Wagen ausrollen.

Außer uns stand kein zweites Fahrzeug mehr auf dem Platz. Der Lichtteppich sank zusammen. Ich war als erster draußen, öffnete von außen die Beifahrertür und schloß die Fessel auf.

»Aussteigen, Stern!«

Der Anwalt blieb noch sitzen und rieb sein Gelenk. Es zeigte einen roten Streifen.

Als er sich endlich bequemte, den Wagen zu verlassen, war Suko ebenfalls schon ausgestiegen und hatte die Tür geschlossen. Wir blieben in der Dunkelheit stehen und lauschten in die Tiefe des Waldes hinein, der rechts von uns begann.

Kein fremder Laut durchschnitt die nächtliche Ruhe. Es war nicht völlig still, Geräusche vernahmen wir immer. Hier und da ein Knacken, ein leises Rascheln aus dem Unterholz und Laute die sich anhörten, als wären Personen dabei, sich gegenseitig etwas zuzuflüstern.

Ich ließ Jerry Stern nicht aus den Augen. Der Mann sah nicht mehr so smart aus. Selbst in der Dunkelheit sah ich die Bleichheit seines Gesichts. Er konnte den Kopf nie ruhig halten. Mal schaute er auf die rechte, dann wieder zur linken Seite hin und des öfteren zum Waldrand. Es war, als suchte er Gegner.

»Ist jemand in der Nähe?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Nun ja, ich... ich habe das Gefühl, als wüßten die anderen schon Bescheid, daß wir da sind.«

»Welche anderen?«

Er schaute Suko und mich groß an. »Das ist doch die Nacht der Hexen. Sie feiern ihren Polterabend. Dieser Wald gehört jetzt ihnen.«

»Nicht nur der Bluthügel?« fragte Suko.

»Der auch.« Stern nickte. »Aber damit geben sie sich nicht zufrieden. Sie haben Bishops Wood zu ihrem Gebiet gemacht. Sie glauben gar nicht, wie stark sie sind.« Er räusperte sich. »Aber zu einer Feier gehört Musik, Gesang...«

»Möglicherweise sind sie noch nicht soweit«, sagte ich. »Deshalb wollen wir zusehen, daß wir pünktlich sind. Sie, Stern, werden uns zum Bluthügel führen.«

Der Anwalt war noch nicht bereit. Stern hob die Schultern und schaute gegen die Wand des Waldes.

»Nichts wird so bleiben«, sagte er. »Gar nichts. Die Hexen beherrschen die Natur. Sie haben sie schon immer kontrolliert. Sie gehören zu den mächtigsten Personen und Dämonen. Nur wollten die Menschen dies nicht wahrhaben, und das ist ihr Fehler gewesen. Ich sage euch, daß wir uns auf eine Hölle gefaßt machen können, wenn

nicht noch mehr.«

»Was wissen Sie genau?« herrschte ich ihn an.

»Nichts.«

Ich wollte mir nicht von ihm auf der Nase herumtanzen lassen und wurde rabiater. Stern versteifte, als ich ihn durchschüttelte.

»Verdammt, machen Sie den Mund auf! Was wissen Sie noch?«

Er antwortete noch immer nicht konkret. »Diese Nacht wird furchtbar. Nichts wird mehr so bleiben, wie wir es jetzt noch sehen. Alles verändert sich. Sie können die Natur verbiegen, sie erschaffen ihre eigenen Welten. Was wissen wir Menschen schon von den Dingen, die tief im Schoß der Erde lauern? Nichts, wir wissen gar nichts. Wir können nicht einmal davon träumen. Sie sind zu schrecklich. Sie haben das Grauen in sich geborgen, doch die Hexen besitzen die Macht, es freizulassen.« Er schaute uns starr und ängstlich an. »Kehren wir um, noch ist Zeit, aber bald ist die Chance vertan. Da wird dieser Wald uns schlucken, uns verschlingen. Da werden die Helfer erscheinen, die zum Hexen-Polterabend eingeladen sind. Bei diesen Ereignissen öffnet die Hölle ihre Pforten.«

»Sie halten uns nur auf«, erklärte Suko. »Kommen Sie endlich. Es ist genug geredet worden.«

Der Anwalt senkte den Kopf. »Sagen Sie später nicht, daß ich Sie nicht gewarnt hätte.«

Suko fragte mich so leise, daß nur ich es hören konnte. »Was hältst du davon?«

»Er kann recht haben. Ich traue der Hölle alles zu. Was glaubst du, was es für ein Triumph sein wird, wenn sie es schafft, Jane Collins wieder zurückzuholen. Da wird Abandur in der Hierarchie steigen und...«

»Wie kommt es, daß wir den Namen nie zuvor gehört haben?«

»Da mußt du mich etwas Leichteres fragen.«

Suko hatte seine kleine Lampe hervorgeholt. Der bleiche lichtintensive Strahl tastete das Unterholz und die Stämme der Bäume ab. Suko suchte nach einem Weg, der in den dichten Wald führte. Wir sahen auch einen schmalen Pfad.

Für Fahrzeuge war er durch eine Schranke versperrt worden. Er wurde als reiner Spazierweg ausgegeben.

»Führt er zum Bluthügel?« fragte Suko.

Stern nickte.

»Dann werden wir beide vorgehen. Kommen Sie!«

Im gleichen Moment hörten wir den dünnen, aber trotzdem ängstlich klingenden Schrei.

Wir erstarrten in der Bewegung. Keiner von uns wußte, wo dieser Ruf aufklungen war.

Jerry Stern hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Es fängt an!«

hauchte er. »Ja, das ist der Beginn...«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich ihn an, weil ich darauf wartete, daß sich der Schrei wiederholte.

Das geschah tatsächlich.

Wieder erfüllte dieses dünne Heulen unsere unmittelbare Umgebung, und Suko fuhr mit einer halben Drehung herum. »John«, sagte er scharf. »Verdammt, das ist nicht möglich. Der Schrei, der...«

»Was ist denn?«

»Der ist von dir gekommen!«

Ich blieb steif stehen, wollte grinsen, ihn auslachen, aber das schaffte ich nicht, Sukos Stimme hatte einfach zu ernst geklungen. Er spaßte auf keinen Fall.

»Aber ich habe nicht geschrieen.«

»Du nicht, John. Es war bei dir.« Er kam jetzt auf mich zu. »Vielleicht wiederholt er sich.«

Wir warteten. Auch Stern war von dieser Spannung erfaßt. Über uns am Himmel begann der nächtliche Wind mit seinem Wolkenspiel. Er trieb sie zusammen, riß sie entzwei, schleuderte sie, ließ sie kreisen, schob sie mal vor den Mond und schaufelte sie wieder weg, als hätte er seinen vorherigen Schluß bereut.

Zum dritten Mal vernahmen wir den Schrei.

»Aaahhhiiii...«

Eine bestimmte Tonfolge. Zuerst dunkel, dann immer heller werdend und schließlich schrill endend.

Bei mir?

Ja, es war bei mir. Der Schrei war aus meiner unmittelbaren Umgebung gedrungen, nicht aus meinem Körper, obwohl es sich fast so angehört hatte. Selbst Suko war einen kleinen Schritt zurückgetreten.

Und ich wußte Bescheid. Meine Bewegungen waren sehr langsam. Sie wirkten wie eingeschlafen.

Ich hob meinen rechten Arm an und schob die Hand unter die Jacke.

Das Ziel steckte in der Innentasche. Fast hatte ich Angst davor, den Gegenstand hervorzuholen, weil es mir zu unwahrscheinlich vorkam, aber in meinem Job war eben nichts unmöglich.

Sekunden später starrten Suko und Jerry Stern auf das, was aus meiner Faust ragte.

Es war die Puppe mit Jane Collins' »Gesicht«.

»Sie muß es gewesen sein«, flüsterte Suko und leuchtete ihr kleines Gesicht an.

Ich hielt es so, daß ich genau in die Züge schauen konnte. Meiner Ansicht nach hatten sie sich verändert. Der Mund stand sehr weit

offen. War aus ihm der Schrei gedrungen?

»Es muß die Puppe gewesen sein, John!« Sukos Worte wirkten auf mich in diesem Moment wie beschwörend. Ich nickte, obwohl ich noch nicht restlos davon überzeugt war.

Jerry Stern traute sich nicht in die Nähe. Er schaute aus sicherer Entfernung zu, wirkte aber wie ein Eisblock. Ihn umschloß die Kälte des Grauens.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht, besonders auf die Lippen. Aber noch tat sich nichts.

»Es muß so gewesen sein, John«, sagte Suko. »Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Er hatte recht.

Wieder vernahmen wir den Schrei. Diesmal war er leiser und verwehte rasch. Gleichzeitig bewegte sich das Gesicht. In der unteren Hälfte stärker als in der oberen. Da zitterte der Unterkiefer, da schlug plötzlich die Zunge gegen die Zähne, gleichzeitig spürte ich unter meinen Fingern das Weichwerden der Masse, als hätte sich der Kunststoff in Knetgummi aufgelöst.

Ich konnte das Zeug nicht mehr länger anfassen und öffnete die Faust. Die Puppe fiel vor meine Füße. Es gab ein klatschendes Geräusch, als sie zu Boden prallte, als hätte ich mit einem weichen Stück Teig geworfen.

Sie blieb liegen wie eine Faustvoll Gewürm, zusammengepreßt, noch ein paarmal zuckend und sich auch in der Farbe verändernd, denn sie war grau geworden.

So grau wie auch ich. Ein schrecklicher Gedanke schoß mir durch den Kopf. Ich sprach ihn Suko gegenüber aus. »Weißt du, was ich glaube? Das war Janes Ende...«

Jane Collins bewegte sich in der realen Welt. Einem Kreis aus Dunkelheit, grauen Wolken, streichelndem Wind, dem Geruch des Grases, und Blättern am Boden.

Und doch war es nur äußerlich so.

Irgendwo lauerte etwas. War das andere da, das nicht aus dieser Welt stammte, dafür aber seinen Ursprung im Bösen und im Metaphysischen besaß. Es besaß Augen, um zu sehen, Ohren, um zu hören, Nasen, um zu riechen, doch es wurde selbst nicht entdeckt, nur eben gespürt, wie es lauerte und sich hinter den normalen Dimensionen verkroch.

Jane fühlte sich von ihm umarmt, dennoch wurde sie nicht zurückgehalten. Sie ging, wie von einem Magneten angezogen, ihr Körper bewegte sich im Rhythmus der Schritte, der Wind streichelte ihr Gesicht, das sie angehoben hatte, und sie richtete ihren Blick auf

die Stätte, die für sie und die drei Hexen das Ziel war.

Der Bluthügel!

Er war nicht sehr groß, dabei etwas heller als die übrige Finsternis. Wie ein Buckel hob er sich vom Untergrund ab. Im Gegensatz zu vielen anderen Flächen in der Umgebung war er nicht bewaldet, nur mit Gras und Buschwerk bewachsen, das auf seiner obersten Fläche entfernt oder auch abgebrannt worden war, denn der etwas scharfe, die Nase kitzelnde Brandgeruch lag noch immer in der Luft.

Obwohl die vier Personen den Hügel noch nicht bestiegen, sahen sie schon jetzt die beiden eckigen Gegenstände, die sich auf seiner Kuppe abhoben, als wären sie dort gemalt worden.

Kantig, an der Rückseite hoch aufragend, eben zwei Stühle, wo die Hauptpersonen ihre Plätze finden sollten.

Jane Collins blieb stehen. Sie tat es nicht einmal freiwillig, eine plötzliche Mattheit war über sie gekommen, und es fiel ihr schwer, die Beine zu heben.

Träge floß das Blut durch ihre Adern, und ebenso träge bewegten sich auch ihre Gedanken. Sie wußte, daß einer der beiden Stühle ihr als Sitzplatz dienen sollte, nur wollte sie es nicht so ohne weiteres hinnehmen. Etwas Widerstand brandete in ihr auf, sie wollte nicht mehr, doch da waren nicht allein die Hände der Hexen, die sie berührten und vorschoben, auch die Schatten in ihrem Hirn, die sich über die aufrührerischen Gedanken legten und sie verschluckten.

Ulana sprach zu ihr. »Du darfst hier nicht warten. Du mußt den Hügel hochgehen. Wir begleiten dich...«

»Warum soll ich...?«

»Geh schon, Jane Collins, damit du endlich eine von uns werden kannst. Man läßt sich nicht lange bitten, wenn Abandur einmal wartet.«

»Ich... ich sehe ihn nicht.« Jane brachte die Worte nur mühsam über ihre Lippen.

»Keine Sorge, er ist da, wenn er gebraucht wird.«

Sie drückten gegen Janes Rücken. Ihre Hände waren hart und fordernd. Die Hexen würden nie von ihrem Ziel ablassen. Was sie sich einmal vorgenommen hatten, das führten sie auch durch.

So blieb Jane Collins nichts anderes übrig, als auch den letzten Rest des Wegs zu gehen. Es war etwas mühsam, die schräge Fläche hochzusteigen. Ihre Beine waren zu schwer. Schon das Gras empfand sie als Hindernis, ebenso wie den weichen Boden, an dessen Oberfläche sich die Feuchtigkeit gesammelt hatte.

Der Weg kam ihr vor wie die letzte Strecke, die sie als normaler Mensch in ihrem Leben ging. Sie hatte vieles hinter sich, hatte damals ohne ihr Herz, aber durch die Kraft einer fürchterlichen Magie gelebt, war dann befreit worden, und in ihrer Brust schlug jetzt ein

künstliches Herz, das ihr bisher noch keine Probleme bereitet hatte.

Mit den Sohlen schleifte sie über den Boden. Manchmal rutschte sie auch zurück, dann schoben die Hexen sie wieder vor, weil Jane ihr Ziel einfach erreichen mußte.

Die Hügelkuppe besaß größere Ausmaße, als sie es vom Rand her wahrgenommen hatte. Sowohl in der Breite als auch in der Länge. Und sie sah die beiden Steinplatten, die wie große Treppenstufen auf dem Boden lagen, wobei die obere von ihnen kleiner war.

Auf ihr standen die beiden Stühle so dicht nebeneinander, daß sie schon eine Bank bildeten. Zuerst hatte Jane gedacht, daß man sie aus Holz gefertigt hätte, bis sie nähertrat und dabei erkannte, daß es sich um Knochen handelte.

Das bleiche Gebein war zusammengeleimt worden und besaß so eine gewisse Stabilität.

Das aber war nicht alles. An den Rückenlehnen der Stühle und weit über sie hinaus, wuchsen bleiche Knochenstäbe hoch, auf denen grinsende Totenschädel steckten. Sie wirkten wie stumme Bewacher dieser dämonischen und unheimlichen Performance aus dem Reich des Schreckens.

Die Hexen hatten Jane begleitet. Sie sprachen jetzt nicht mehr. So etwas wie Ehrfurcht stand in ihren Augen. Sehr vorsichtig bewegten sie sich um Jane herum, nickten ihr zu und Marthel war es, die ihr erklärte, daß sie und ihre beiden Freundinnen als Brautjungfern ausgesucht worden wären.

»Dies bedeutet«, fuhr sie fort, »daß wir für dich zu sorgen haben. Wir sollen zusehen, daß es dir gutgeht, daß es dir an nichts fehlt, meine Teure. Aus diesem Grunde mußt du uns vertrauen. Abandur hat uns eingesetzt. Er wollte, daß wir dich für ihn und den großen Polterabend vorbereiten.«

»Was muß ich tun?« fragte Jane.

»Dich ausziehen...«

Sie schrak zusammen. »Warum, ich...?«

»Du brauchst nicht nackt zu bleiben«, flüsterte Osina, »wir haben dir schon das Hochzeitskleid mitgebracht, daß du überstreifen wirst. Es ist ein besonderes Kleid, das aus Materialien besteht, die nur in der Natur vorkommen...«

»Wo ist es denn?«

»Ich hole es«, flüsterte Marthel und trat an die Rückseiten der beiden Stühle. Dort bückte sie sich und hob einen dünnen Fetzen hoch, der, als sie die Arme ausbreitete, wie ein Schleier wirkte und eine violette Farbe bekommen hatte. Jedenfalls schimmerte der Stoff im Mondlicht so.

Ulane und Osina faßten sie an. Ihre Hände glitten über Janes Schultern, sie fuhren an den Hüften entlang, zeichneten ihren Körper

nach und suchten den Saum des Kleides, um es in die Höhe ziehen zu können.

Jane ließ alles willenslos mit sich geschehen. Freiwillig hob sie die Arme an, um ihren Hexenschwestern die Arbeit zu erleichtern. Als sie das Kleid verlor, hatte sie den Eindruck, auch ihre Identität als Mensch abzugeben. Es flatterte zur Seite und sank ein Stück weiter nieder ins hohe Gras, wo es die Fläche bedeckte wie ein Teppich.

Marthel kam mit dem anderen Kleid. Sie trug es vorsichtig wie einen kostbaren Schatz.

Jane war nur noch mit ihrem knappen Slip bekleidet. Verlangend glitten die Blicke der Hexen über ihre Brüste. Gier trat in ihre Augen, aber auch Qual.

Marthel sprach aus, was die anderen dachten. »Ja, so schön waren wir auch einmal. So wunderschön, aber der Meister hat uns die Schönheit genommen, und wir haben sie ihm gern gegeben, das kann ich dir schwören. Auch du wirst ihm deine Schönheit gern geben, nicht wahr, kleine Jane?«

»Sicher.«

»Dann streife das Kleid über.«

Sie halfen ihr dabei. Jane spürte den neuen Stoff über ihre Haut rinnen.

Es war für sie ein Streicheln, als würde der Stoff aus zahlreichen Fingerspitzen bestehen, die dicht nebeneinanderlagen. Er war fest und weich zur gleichen Zeit, er kratzte und schmeichelte, er roch nach Frische und Moder - Gegensätze waren in ihm vereint, die Jane auf ihrer Haut spüren konnte.

»Na, wie gefällt dir dein Brautkleid?« wurde sie von den drei Hexen gleichzeitig gefragt.

»Es ist... es ist so anders.«

»Das stimmt, anders.« Marthel kicherte. »Ist es nicht wunderbar? In ihm sind Tod und Leben vereint. Es wurde aus der Haut eines Toten genäht und gleichzeitig aus den Blättern der Natur, denn das sind wir auch. Tod und Leben vereinigt dieses Kleid. Du kannst es riechen, du kannst es fühlen, du wirst dich an dieses Kleid gewöhnen, du wirst es nie mehr ablegen wollen, denn es ist ein Stück von dir.« Marthel trat einen Schritt zurück. »Dreh dich, Jane, dreh dich...«

Und Jane gehorchte. Sie schaute ins Leere, gab sich selbst Schwung und verlängerte diesen in eine Rechtsdrehung. Das Kleid machte die Bewegung mit, es begann zu fließen, wurde in die Höhe gehoben und bildete plötzlich einen Kreis.

Auch Jane drehte sich. Plötzlich fühlte sie sich frei, sie war ein Vogel, sie flog hinein in den Himmel, sah die Wolken, den Mond, die Nacht, die sich zusammen zu einem Kreisel formierten und sie hineinzogen in diesen Trichter, an dessen Ende der Mond wie ein helles, fahlgelbes

Auge scharf glotzte.

Sie war ein Teil des Universums, sie gehörte dazu, ein Stern, ein Atom im All...

Schwindel, Taumel, Freunde, die »Herrlichkeit« des Bösen vereinigte sich zu einem nie erlebten Wirbel, von dem sich Jane fortgetragen fühlte. Ihr Gesicht hatte einen freudig starren Ausdruck angenommen, der Mund stand offen, in den Augen spiegelte sich der Glanz des Mondes wider, und die Haut wirkte ebenso durchsichtig wie das Licht des Mondes.

Es war wie ein Wunder...

Das Kleid führte sie, es gab ihr Schutz und ihr gleichzeitig den Blick frei in die andere Welt, die für normale Menschen nicht zugänglich war. Sie erkannte schreckliche Bilder, die Hölle öffnete sich ihr, Monstren grinsten sie an, der Tod verlor seinen Schrecken, und über allem stand die grinsende Fratze des Höllenfürsten, der plötzlich einen gewaltigen Schrei ausstieß.

Ein röhrender Ruf, der Aufschrei eines geknechteten drang an Janes Ohren, und ihr Schweben durch die andere Welt riß brutal ab.

Erst jetzt stellte sie fest, daß sie mit beiden Beinen auf dem Boden stand und die Reise nichts anderes als eine Halluzination gewesen war. Auch den Schrei hatte der Teufel nicht ausgestoßen, er war aus den Mäulern der drei Hexen gedrungen.

Sie hatten etwas gesehen und hatten durch ihre Schreie jemand begrüßen wollen.

Er kam.

Die Hexen zogen sich zurück, sie verbeugten sich dabei und flüsterten schwarzmagische Formeln.

Aus dem Dunkeln, schob er sich heran. Schatten innerhalb der Finsternis, der nur allmählich Konturen annahm.

Jane wußte auch ohne Erklärung, wer den Weg auf den Bluthügel gefunden hatte.

Es war Abandur, ihr Bräutigam!

Vergessen war das außergewöhnliche Kleid, das sie trug, vergessen auch die beiden Knochenstühle und ebenfalls die Hexen. Jane hatte nur noch Augen für Abandur.

Er kam auf sie zu. Ein Sieger, einer, der es geschafft hatte und dies genoß.

Schrecklich und faszinierend gleichzeitig. Ein Schönling, Macho und Dämon in einer Person.

Die Hexen verneigten sich. Sie jaulten dabei wie kleine Hunde, die auf ihr Fressen warteten und Angst davor hatten, daß man ihnen nichts geben würde.

Auch Jane verspürte eine gewisse Furcht. Sie wußte allerdings nicht, ob es auch Neugierde war, die sie beherrschte. Aufrecht blieb sie

stehen und schaute Abandur direkt an, wie er sich aus der Dunkelheit löste, als wäre er einer Filmleinwand entsprungen.

Wie sollte sie ihn beschreiben?

Er trug das Haar, so wie Jane es früher getragen hatte. Sehr lang, dazu einen Mittelscheitel, aber von einer weißgrauen Farbe. Ebenso weißgrau wie das Fell der Jacke, die seinen Oberkörper bedeckte und an den Hüften aufhörte. Das gleiche Fell war auch um seine Beine gewickelt. Von den Knöcheln bis dicht unter die Knie. Die Oberschenkel blieben dabei frei.

Kleidung und Körperbau waren eigentlich unwichtig. Jane konzentrierte sich mehr auf das Gesicht.

Sie wußte nicht, wie sie es einordnen sollte, natürlich sah es menschlich aus, aber irgendwie besaß es auch Ähnlichkeit mit einem Tier.

Da war die kurze Nase. Sie wirkte aufgeworfen, zeigte in die Höhe, und die Nasenlöcher fielen besonders auf. Sie wirkten wie die Zugänge zu kleinen Höhlen.

Der Mund darunter bestand aus breiten Lippen. Aufgeworfen und wulstig wie zwei Schläuche, im Gegensatz dazu stand das Kinn. In seiner Form wirkte es fast weibisch. Es war nicht nur schmal, es lief auch vorn etwas spitz zu, die Rundung fiel kaum auf. Sehr glatt sah auch die Haut aus. Wie erneuert.

Das grauweiße, sehr glatte Haar rahmte das Gesicht ein. Es bildete einen dichten Vorhang und ließ dabei die hohe Stirn frei, wo dunkle Augenbrauen wie von einem Pinselstrich gezeichnet wirkten und bogenförmig in die Stirn hineinwuchsen. Die unter ihnen liegenden Augen zeigten einen kalten, starren, dämonischen Blick, der trotzdem ein gewisses Leben besaß und auf den Betrachter sezierend wirkte.

Er war hochgewachsen, ziemlich schlank. Dazu paßten auch die Hände mit den langen, dennoch kräftigen Fingern. Abandurs Arme baumelten lang an den beiden Körperseiten herab nach unten, die Finger waren ausgestreckt. Im Gegensatz zur hellen Haut sahen die Nägel dunkel aus, als wären sie noch poliert worden.

So kam er näher, und Jane konnte nicht anders. Sie mußte diesem Blick standhalten. Dabei hatte sie längst weiche Knie bekommen. Diese dämonische Person übte auf sie eine Anziehungskraft aus, die sie nie für möglich gehalten hätte. Sein Erscheinen reichte aus, um die Vergangenheit zu verdrängen.

Jane fühlte sich zu ihm mehr hingezogen als zu den Menschen. Möglicherweise lag es an der Wirkung des geheimnisvollen Tranks, der noch immer in ihren Adern rauschte.

Wie weltvergessen wartete sie auf Abandur und dessen Berührung. Er ließ sich trotz allem Zeit, blieb dicht vor ihr stehen und legte beide Hände auf ihre Schultern.

Es tat ihr gut, den Druck seiner Finger zu spüren. Um in sein Gesicht schauen zu können, mußte sie den Kopf anheben. Er senkte seinen ein wenig, weil er ihrem Blick auf keinen Fall ausweichen wollte.

Die Hexen hatten sich wieder aufgerichtet. Stumm und staunend betrachteten sie die Szene, wie ihr König seine Braut begrüßte. Er brachte sein Gesicht dicht an Janes Hals und berührte ihre Haut mit seinen breiten Lippen.

Die Frau schauderte...

Es war kein Schauer der Angst oder Furcht, sie spürte eine regelrechte Wohltat und auch einen Strom, der durch ihren Körper rann, an der Stirn begann und allmählich hinunterfloß, bis er die Zehenspitzen erreicht hatte.

Abandur hatte sie längst in seinen Bann geschlagen. Er streichelte sie. Es waren sanfte Bewegungen, und er ließ kaum eine Stelle an ihrem Körper aus.

Jane drückte sich zurück. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, schaute gegen den dunklen Himmel, wo sie auch das nicht ganz runde Auge des Mondes sah, der wie ein Beobachter zuschaute und es ebenso genoß wie Jane Collins.

Sie stöhnte leise auf. Automatisch begann sie sich unter den streichelnden Fingerkuppen Abandurs zu bewegen. Sie saugte seinen Geruch ein. Er bestand aus einer Mischung aus Frische, Kühle und alter Haut, die nach Grab und Friedhof roch.

Janes Knie zitterten. Sie hatte Mühe, sich überhaupt auf den Beinen zu halten.

Hätte der Dämon sie nicht gehalten, wäre sie längst gefallen. Ihr Atem pumpte, manchmal zischte er über die Lippen, und als Abandur endlich von ihr abließ, hatte sie weiche Knie bekommen und wunderte sich darüber, daß sie noch stehen konnte.

Bisher hatte er noch kein Wort gesagt. Erst als er sie umdrehte, begann er zu sprechen.

»Du wirst meine Braut werden und mit mir zusammen auf meinem Thron sitzen. Du hast einmal zu uns gehört, deshalb holen wir dich zurück. Wir geben keinen auf, keinen, verstehst du? Wer einmal die Gnade des Satans genossen hat, darf nicht mehr bei den Menschen sein, die ihm nicht zu Willen sind. Hast du das verstanden?«

Er verlangte eine Antwort, und Jane zögerte nicht länger. »Ja, ich habe dich verstanden.«

Seine Lippen befanden sich noch dicht an ihrem Ohr. »Wir werden diesen Bund noch bekräftigen«, versprach Abandur. »In dieser Nacht wird vieles geschehen, das kann ich dir versprechen. Du wirst noch die Freuden der Schwarzen Magie kennenlernen, ich stehe dafür gerade.« Wieder berührte er ihre Haut mit den Lippen.

Abermals hatte Jane das Gefühl, von weichen Schläuchen liebkost zu

werden.

Sie hielt den Mund weit offen. Atmete die laue Nachtluft, nahm den Geruch viel intensiver wahr und dachte daran, daß es die Hexen waren, die die Natur beherrschten.

Abandur richtete sich wieder auf. Er schaute auf Janes Haar, seine Lippen bewegten sich, die Andeutung eines Lächelns entstand, dann faßte er sie bei der Hand und drehte sie herum, so daß jetzt beide auf die Knochenstühle schauen konnten.

Für einen Moment blieben sie davor stehen und drehten den drei Hexen die Rücken zu.

»Das wird unser Platz werden!« versprach Abandur. »Ich und du an meiner Seite.«

Jane hatte die Worte vernommen, und plötzlich freute sie sich auf ihre neue Aufgabe. Ja, sie lächelte, ein Strom von Glück durchschloß sie, und sie gab nickend eine Antwort.

Abandur schaute sie weiterhin an. »Du bist schön«, sagte er. »Ja, du bist schön. Und ich bin es gewohnt, mich nur mit schönen Frauen zu umgeben. Das war früher so, das wird sich auch nicht ändern. Von eurer Schönheit habe ich gelebt, ich nahm sie euch und gab euch auch das Leben. Bist du bereit, auch mir einen Teil deiner Schönheit zu weihen, meine Braut?«

Janes Antwort kam ohne Zögern. »Ja, ich bin bereit.«

»Dann werde ich dich zu meinem Thron führen, damit die große Hochzeit bald beginnen kann. Ich werde dir eine Nacht zeigen, wie du sie noch nie erlebt hast. Die Hexen haben es schon immer verstanden, eins mit der Natur zu sein. Sie gehören zur Natur. So war es früher, so wird es auch bleiben. In den folgenden Stunden werde ich dir beweisen, zu welch großen Taten wir fähig sind.«

Während dieser Worte schon hatte er Jane Collins herumgedreht, so daß sie auf die beiden Plätze aus Knochen schauen konnte. Auch die Sitzflächen bestanden aus Gebeinen, die im Mondlicht einen bleichen Schimmer bekommen hatten.

»Zu meiner rechten Seite wirst du als meine Königin sitzen!« versprach Abandur. »Die Königin des Hexenmeisters, das ist etwas Besonderes. Unzählige Hexen werden dich darum beneiden. Wie gern würden sie an deiner Stelle neben mir sitzen, aber ich habe dich ausgesucht, Jane Collins, weil ich dich wieder zurückführen will. In unserer Welt sollst du leben und dich glücklich fühlen, mich an deiner Seite, ein Hexenmeister, der für deine Zukunft wichtig ist...«

Er lachte, und dieses Lachen hörte sich ebenso an wie seine Stimme. Es war leicht rauh, besaß einen dumpfen Klang und schien tief in seinem Körper geboren worden zu sein.

Jane leistete keinen Widerstand, als sie zum Thron geführt wurde. Sie gingen wie ein Brautpaar.

Jane hatte ihre Hand in die angewinkelte Armbeuge des Hexenmeisters gelegt. Sie ließ sich willig führen und spürte die Spannung und das Verlangen in ihrem Innern.

Abandur war höflich. Er wartete, bis seine Braut ihren Platz eingenommen hatte, dann erst setzte er sich hin.

Jane spürte unter ihren Oberschenkeln den Druck des Gebeins. Es war starr und gleichzeitig nachgiebig. Sie kam sich vor, wie in einem Korbsessel hockend, und sie spürte auch die Kühle der Knochen durch das dünne Material des besonderen Kleides.

»Lehn dich an, mach es dir bequem und lege deine Arme auf die Lehnen« wies der Hexenmeister sie an.

Jane gehorchte. Sie würde alles tun, was diese dämonische Person neben ihr verlangte. Von seiner Gestalt strömte ein scharfer Geruch aus. Erst in den letzten Sekunden hatte sie ihn bemerkt. Abandur roch streng, nach Kräutern und Gewürzen, nach scharfen Essenzen und eben diesem Hauch von Moder, der die uralte Gestalt umwehte, die sehr lange in den Tiefen der Erde gelegen hatte.

Ihre Füße berührten die Steinplatte. Sie saßen starr da, die Blicke nach vorn gerichtet, wo noch immer die drei Hexen warteten.

Sicherlich war ihnen eine besondere Aufgabe zugefallen. Jane wußte nur nicht, welche. Vielleicht waren sie die Trauzeugen bei diesem ungewöhnlichen Fest, das seinen Anfang noch nicht genommen hatte.

Der Hexenmeister streckte die Arme aus. Er deutete vom Hügel herab, der ihm und Jane einen guten Überblick verschaffte. Sie schauten hinein in ein dunkles Meer, das zu ihren Füßen wogte.

Der Wald befand sich in der Ferne. Er stand dort wie eine Grenze. Davor wechselten sich Hügel und Mulden ab. Sträucher und Büsche wirkten wie gemalte Gespenster, die sich nur bewegten, wenn der Wind sie berührte. Es war eben eine besondere Landschaft geworden, die das Mondlicht einhüllte.

Abandur begann mit seiner Erklärung. »Das alles, was du hier siehst, ist mein Reich. Es gehört mir, ich bin der Herrscher über dieses weite Land. Mir gehört die Natur. Sie gehorcht mir, ich habe sie unter meinen Willen gezwungen, und du wirst erleben, daß sie auf meiner Seite steht. Wir sitzen auf geschichtsträchtigem Boden, wie die Menschen zu sagen pflegen. Man hat diese Erhebung nicht umsonst als Bluthügel bezeichnet. Hier wurde gefoltert und gestorben, das Blut zahlreicher Hexen hat die Erde getränkt, aber sie auch gleichzeitig verflucht, was die Menschen nicht wissen konnten. Das Blut und der Geist der Hexen haben sie aus der Kontrolle gelassen. Ich spürte dies, doch es brauchte seine Zeit, um wieder alles so werden zu lassen, wie ich es mir vorgestellt habe und wie es damals gewesen ist. Doch in dieser Nacht beschwöre ich die große Änderung. Nichts wird mehr so bleiben, ich bin derjenige, der alles an sich reißen wird. Ich spiele mit

der Natur, ich werde sie ändern, ich allein, Abandur, der Hexenmeister, der von der Schönheit seiner Dienerinnen lebt.«

Er ließ seine Worte wirken, lachte dann leise und deutete auf die drei Begleiterinnen der Jane Collins. »Schau sie dir an, wie sie warten. Auch sie haben einmal so ausgesehen wie du. Dann gaben sie mir ihre Schönheit, und ich versah sie mit der ewigen Existenz. Ist es nicht wunderbar, wenn man so lange leben kann?«

Jane nickte.

Abandur drehte seinen Kopf. Er schaute Jane von der Seite her an. »Auch ich werde dir, wenn es soweit ist und ich die Natur manipulierte, einen Teil deiner Schönheit nehmen. Du wirst meine Umarmung spüren und merken, wie glücklich du sein kannst. Du wirst mir dafür danken, daß ich es bin, der dich dazu bringt, einzutauchen in den gewaltigen Kreislauf der Natur. Noch ahnst und siehst du nichts, aber in den nächsten Minuten wird sich einiges ändern. Dann steigen sie aus dem Boden, dann werden aus angeblich toten Dingen lebendige Helfer, dann werden Bäume zu Schlangen, die uns beide unterstützen. Die Erde will das, was in ihr steckt, nicht länger für sich behalten. Sie will es ausspeien, es soll nicht mehr länger schlafen oder tot sein. Gib genau acht...«

Jane hörte die Worte, und je mehr sie verstand, um so stärker stieg die Erwartung in ihr hoch. Sie glaubte nicht, daß Abandur gelogen hatte. Er beherrschte den Bluthügel, wo viele seiner Dienerinnen gestorben waren. Man hatte die Körper vernichten können, aber der Geist, das Böse, lebte noch weiter.

Der Hexenmeister hatte sich so weit zurückgelehnt, daß er mit dem Rücken die Lehne aus Knochen berührte. Er starrte geradeaus und schaute auch über die drei Hexen hinweg.

Auch Jane blickte weder nach links und rechts. Sie interessierte sich für das, was vor ihr passierte.

Dort bewegte sich der Boden, aber auch noch ziemlich weit entfernt, wobei er zusätzlich noch eine andere Farbe angenommen hatte. Er war viel heller geworden, als würden dichte Schleier über ihn hinwegkriechen, für die es kein Hindernis gab.

Sie krochen lautlos weiter, umfaßten den Untergrund und die auf ihm wachsenden Büsche wie ein Gespinst. Sie glitten durch das Gras, schwebten über die Spitzen hinweg und wallten höher.

»Es ist der Nebel!« flüsterte Abandur. »Der Nebel der Hexen. Er schützt sie vor den Blicken der Neugierigen, aber er hält auch das Grauen verborgen. Wehe dem, der sich als nicht Geweihter über diesen Platz bewegt. Er wird vernichtet, denn im Nebel lauern unsere Freunde und seine Feinde...«

Es war nicht nur der Nebel, der die Umgebung so verändert hatte. Auch die Natur selbst gehorchte den schwarzmagischen Kräften. Die

Zweige eines tulpenförmigen Busches bewegten sich wie starre Arme, als wollten sie Jane Collins zuwinken. Sie schienen Finger bekommen zu haben, die sich mal krümmten, dann wieder streckten und bereit waren, nach irgendwelchen Dingen zu greifen.

Es war ein ungewöhnliches Schauspiel, noch lautlos, aber bald von einem hohlen Pfeifen unterbrochen, das aus der Nebelsuppe drang.

»Hörst du es?« flüsterte der Hexenmeister. »Es ist etwas Besonderes. Dieses Pfeifen ist der Beginn, denn zu unserer Hochzeit wird der Totenpfeifer erscheinen, um die Musik zu machen. Schau auf den Nebel am Ende des Hügels...«

In der Tat hatten sich die grauweißen Schleier so weit ausgebreitet, daß sie wie dünne Tücher an den Rändern des Bluthügels hochkrochen, aber nicht über den Rand hinwegglitten, als hätten sie Furcht davor, in die Nähe des Thrones zu gelangen.

Das Pfeifen blieb. Auch die drei Hexen hatten es längst vernommen. Sie hatten sich gedreht und standen gebückt, so daß sie den Hügel hinab in den Nebel schauen konnten, wo sich die Wolken lautlos bewegten und durcheinanderquirlten.

Dort schob sich eine Gestalt hervor.

Sie war groß, weißhaarig und breitschultrig. Der Mann hielt die Lippen gespitzt. Er trug einen langen, grauen Bart, ein dunkles Gewand, doch um seinen Kopf über den Schultern ringelten sich grüne Schlangen. Sie bewegten sich im Takt der schrillen Melodie, als würden sie nur auf diese unheimlich und hohl klingenden Töne lauschen.

Es sah so aus, als wäre der Mann aus der Erde gestiegen. Er ging auf den Hügel, und seine Gestalt wuchs mit jedem Schritt, bis sie die volle Größe angenommen hatte.

Der Totenpfeifer starrte den Hang hoch. Die Melodie war leiser geworden, entsprechend langsamer bewegten sich auch die giftgrünen Schlangen, die den Körper umrankten.

Der Totenpfeifer schritt den Hügel hoch. Er wurde von Abandur beobachtet. Der Hexenmeister hatte einen besonderen Blick bekommen. Seine Augen lagen starr in den Höhlen, dennoch schienen sie zu leuchten. Die Lippen waren in die Breite gezogen, er lächelte während des Pfeifens, und die Schlangen fühlten sich auf seinem Körper wohl.

»Auch ihn hat man getötet!« sagte Abandur leise. »Aber er spürte meine Macht und kam zurück. Er stieg aus dem Nebel, aus dem feuchten Boden. Seine Musik wird es sein, die auch die Gäste holt.«

Der Hexenmeister begann zu lachen.

Jane war fasziniert. Es gelang ihr nicht, ihre Blicke von dem Pfeifer zu wenden, der an den drei Hexen vorbeiging und die unmittelbare Nähe des Thrones erreichte.

Dort blieb er stehen, verneigte sich vor Abandur, hob dann den Kopf und legte ihn nach hinten. Sein Blick war gegen den Himmel gerichtet, als wollte er die dunklen Wolken hypnotisieren. Er spitzte seinen Mund. Ein besonders schriller Laut drang hervor, der wie ein Signal über das dunkle Land schwebte und gehört wurde.

Wenig später vernahm Jane Collins über sich ein Flattern und Rauschen. Auch sie blickte in die Höhe und sah die dunklen, sich heftig bewegenden Schatten. Sie schienen aus den Wolken gestoßen zu sein. Vögel, die nicht mehr schlafen wollten. Krähen und Raben, aber auch zwei Eulen huschten über den Thron hinweg, um anschließend dem Boden entgegenzugleiten, wo sie fast im Nebel verschwanden.

Der Totenpfeifer verstummte, verneigte sich und wartete auf einen Befehl des Hexenmeisters.

»Ja«, sagte Abandur, »hole unsere Gäste herbei. Ich will, daß der Hexen-Polterabend bald beginnt...«

Die Sache mit der Puppe hatte Suko und mich geschockt. Allerdings wollte mein Freund nicht glauben, daß es Janes Ende war, und er versuchte auch, mich davon zu überzeugen.

»Nein, John, du kannst es so nicht sehen.«

»Was war es dann?«

»Ich weiß es auch nicht. Für mich ist die Verbindung zwischen Jane und der Puppe gerissen.«

Während ich mir den kalten Schweiß von der Stirn wischte, schaute ich Suko an.

»Ja, so ist es.«

»Ich glaube es erst, wenn ich Jane sehe.« Dabei starrte ich auf die Puppe, die nur mehr ein Klumpen war.

Jerry Stern kam auf uns zu. »Wissen Sie Bescheid?« fragte Suko. »Sie sind diesem verdammten Hexenmeister immerhin etwas schuldig - oder nicht?«

»Er hat mich nicht in alles eingeweiht.«

»Das glaube ich Ihnen gern, aber Sie müssen sich Ihre Gedanken gemacht haben!«

Ich hatte ihn sehr scharf angesprochen. Er ballte die Hände zu Fäusten.

Sein Grinsen fiel mager aus. »Was wollen Sie, ich habe ihm nur gedient. Er hat mir Macht, Reichtum und Einfluß versprochen. Das hat sich bisher alles erfüllt.«

»Und Sie mußten dem Teufel Ihre Seele versprechen!«

Stern hob die Schultern.

»Wir sollten gehen, John!« schlug Suko vor. »Jede Minute, die vergeht, kann die Gefahr vergrößern. Wir sind als einzige in der Lage,

noch etwas auszurichten.«

»Meinst du?« Ich hatte ins Leere gesprochen und erkannte meine Stimme kaum wieder. Die Zerstörung der Puppe hatte mich tiefer getroffen, als ich selbst zugeben wollte.

»Es ist nicht mehr weit, John. Wir werden Jane auf dem Bluthügel sehen. Nur noch durch diesen Wald müssen wir, und Stern wird uns führen. Ich glaube auch, daß wir auf Abandur treffen werden. Du kannst ihn vernichten, du wirst ihn vernichten und Jane auch wieder zurückholen. Davon bin ich überzeugt.«

»Was nutzt mir eine tote Frau?«

»Steht das fest?«

»Für mich ja, Suko.«

Mein Freund schüttelte mich durch. »Reiß dich endlich zusammen. So kenne ich dich nicht.«

Ich hob die Schultern und schaute Stern an, der grinste. Als er meinen Blick bemerkte, vereiste sein Gesicht. Ich ging auf ihn zu. Mit zwei schnellen Schritten war ich bei ihm. Er bekam Furcht, wich zurück und riß die Arme hoch.

»Hören Sie zu, Stern«, sagte ich mit kratziger Stimme und schüttelte ihn dabei durch. »Ich lasse mir viel gefallen, aber irgendwann ist eine Grenze erreicht, das sollten auch Sie wissen. Wenn Sie vorhaben, uns in eine Falle zu führen, dann sagen Sie es lieber jetzt, bevor es für Sie und uns alle zu spät ist.«

Er lachte schräg. »Falle? Weshalb soll ich Sie in eine Falle führen? Ich weiß überhaupt nicht, was Sie meinen, verdammt!«

»Das wissen Sie sehr genau. Sie kennen den Hügel, sie wissen, ob hier etwas existiert, das menschenfeindlich ist. Sagen Sie es lieber jetzt, denn Sie hängen mit drin. Wir lassen Sie nicht mehr los, und man wird Sie als Verräter ansehen.«

Er lachte mir ins Gesicht. »Verdammt, so schlau bin ich auch. Aber Sie haben mir doch keine andere Wahl gelassen.«

»Das stimmt, Stern. Sie hatten keine andere Wahl. Sie haben nur das kleinere Übel gewählt. Wir sind Menschen, die anderen mögen zwar so aussehen, sind es aber nicht. Und sie sind gnadenlos, sie sind brutal und grausam. Ein Menschenleben spielt keine Rolle. Ob jemand lebt oder tot ist, das ist ihnen egal. Halten Sie sich an uns, Stern, und versuchen Sie nicht, uns in eine Falle zu locken. Klar?«

Ich wußte nicht, ob ihn meine Worte überzeugt hatten. Er nickte mir krampfhaft zu. Ich sah, daß er noch etwas sagen wollte und fragte auch nach.

»Was ist?«

»Garantieren«, flüsterte er »Garantieren kann ich für nichts. Verstehen Sie? Ich weiß nicht, was uns auf dem Weg zum Hügel erwartet. Ich weiß nur, daß dieses Gebiet von ihrem Geist durchtränkt

ist. Er ist es, der sich hier breitmacht und all die Jahrhunderte gelauert hat. Die andere Seite ist für jede Überraschung gut, auch für eine tödliche.«

Das war mir leider zu genau bekannt. Ich ging nicht weiter auf seine Worte ein und nickte dem dunklen Waldrand entgegen. »Dann gehen Sie vor, Stern. Ich bleibe hinter Ihnen.«

So hielten wir es auch. Suko bildete den Schluß. Die Geräusche unserer Schritte lösten sich gegenseitig auf. Es hörte sich an, als würde nur einer dem Waldrand entgegenschreiten.

Noch war es eine normale Nacht, mit einem düsteren, wolkenverhangenen Himmel, der einen tiefen Grauton bekommen hatte, in dem der Mond wie ausgeschnitten wirkte.

Wir hatten die Barriere überklettert und befanden uns auf dem schmalen Waldweg. Er wurde auch als Spazierweg benutzt, war entsprechend breit, doch in der Finsternis wirkte er wie ein schmaler Tunnel. Zu beiden Seiten wuchsen die Bäume sehr dicht zusammen. Zwischen den Stämmen wucherte das Unterholz. Es stellte eine Verbindung zwischen den Bäumen da, wirkte manchmal wie ein dicker, undurchdringlicher Filz. Wir würden Mühe haben, ihn zu durchdringen.

Ich schaute auf den Rücken des vor mir gehenden Jerry Stern. Er schritt längst nicht mehr so aufgerichtet und selbstsicher wie sonst. Meine Worte hatten ihn beeindruckt. Zudem wußte er selbst, was ihn erwartete.

Als ich an ihn eine Frage richtete, blieb er stehen und drehte sich um. »Was sagten Sie?«

»Führt der Weg direkt zum Bluthügel?«

»Nein. Er zweigt gleich ab und schlägt einen Bogen. Man kommt wieder am Parkplatz heraus.«

»So ist das.«

»Um den Hügel zu erreichen, müssen wir quer durch den Wald. Das ist nicht schlimm. Er lichtet sich bald. Vor dem Bluthügel ist das Gelände frei. Sie können ihn schon vom Waldrand aus sehen.«

»Das will ich auch meinen.«

»Kann ich weiter gehen?«

»Ich warte darauf.«

Noch blieben wir auf dem Weg, der sich manchmal verengte, dann wieder verbreiterte und sogar zu einem Trimpfad wurde, als er den Knick einschlug, von dem Stern gesprochen hatte.

Neben einer Stange für Liegestütze blieb er stehen. »Jetzt müssen wir in den Wald.«

Ich schaute hoch zu den Bäumen. Ein Windstoß fuhr durch die Kronen und bewegte die Blätter.

Manchmal blinkten sie, als wären sie silbrig angestrichen worden.

Suko sprang über die Stange hinweg. Er hatte die Lampe hervorgeholt und leuchtete den Boden ab.

»Hier kommen wir durch. Das ist nur Farn.« Der helle Lichtkegel glitt über die ausgebreiteten Blätter, die sich leicht bewegten.

»Okay, gehen Sie, Stern.«

Auch er übersprang die Stange. Dann zog er den Kopf ein, als würde ich hinter ihm mit einer Peitsche stehen und nur darauf warten, zuschlagen zu können.

Nach wenigen Yards schon hatte uns die Finsternis des Waldes verschluckt. Und auch die Temperatur veränderte sich. Sie sank herab, Feuchtigkeit hing in der Luft. Sie legte sich auf unsere Haut.

Das gefiel auch Suko nicht. »Mir scheint, als würden wir in eine Nebelinsel gehen.«

»Ist das hier natürlich?« fragte ich Stern.

»Keine Ahnung.«

»Okay, gehen Sie weiter.«

Suko und ich leuchteten. Die breiten Farnblätter verdeckten die Sicht auf den Waldboden. Er war weich, nicht immer eben. Manchmal traten wir in feuchte Löcher, dann wieder glitten unsere Sohlen über aus dem Boden wachsende Wurzeln, die oft genug blank wie Eis waren, so daß wir leicht ausrutschen konnten.

Mehr als einmal schaute ich hoch und unter die einladenden Kronen der Bäume. Sie wirkten auf mich wie gewaltige Dächer. Seltsamerweise fühlte ich mich unter ihnen nicht geschützt, denn innerhalb dieses Waldes kamen sie mir vor wie eine Bedrohung.

Suko hatte sich ein wenig von uns entfernt. Mit beiden Händen räumte er Hindernisse zur Seite. Es waren in der Regel die sehr hoch und breit wachsenden Farnblätter. Dennoch hielt er dabei seine Lampe fest, und ihr Licht änderte sich plötzlich, als der Schein einen diffusen Glanz bekam. Er war nicht mehr klar und rein, der Kegel stach in dünne, grauweiße Wolken hinein, die sich vor uns ausbreiteten.

Suko blieb stehen. »Nebel, John«, sagte er. »Das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Weshalb?«

»Weil ich einfach das Gefühl habe, daß er nicht normal ist. Verstehst du? Der kriecht aus dem Boden, der steigt hoch, als wären unsichtbare. Hände dabei, ihn zu führen.«

Ich wandte mich an Stern. »Was sagen Sie dazu?«

»Gar nichts. Hier ist alles möglich. Ich hatte Sie ja gewarnt. Wir bewegen uns auf einem ungewöhnlichen Gelände. Hier lauert etwas, das wir mit dem Verstand nicht fassen können.«

»Werden Sie deutlicher!« verlangte ich.

»Das... das kann ich nicht.«

»Der Nebel verdichtet sich!« meldete Suko. Er schwenkte seine

Lampe, ich tat es ihm nach, und beide bekamen wir den Beweis geliefert. Die sehr lichtintensiven Strahlen wurden schon bald von der grauen Suppe aufgesaugt. Sie kroch über den Boden, sie war mit ihm verwachsen, und es wurde immer mehr.

Auch stieg der Nebel an. Längst umflorte er unsere Knie und war dabei, den Oberschenkeln entgegenzusteigen. Als ich über die Oberfläche hinwegleuchtete, hatte ich das Gefühl, als wäre er vor uns noch höher.

Und er verschluckte die Geräusche des nächtlichen Waldes. Hatten wir vorhin das Rascheln und Knacken vernommen und uns daran gewöhnt, so fiel uns jetzt die schon bedrückende Stille auf.

Innerhalb von Minuten hatte sich der Wald verwandelt.

Die Normalität war abgelöst worden, das andere, das Böse, das in der Erde lag, stieg jetzt an die Oberfläche, um sich seinen Weg zu verschaffen.

»Wir müssen dorthin, wo der Nebel dichter und höher ist«, erklärte Jerry Stern.

»Bestimmt hüllt er auch den Hügel ein!«

»Ich weiß es nicht.« Sterns Stimme zitterte.

Bisher hatten nur wir gesprochen und damit die Stille des Waldes unterbrochen. Nun änderte sich dies, denn aus der Ferne vernahmen wir ein unheimliches Geräusch.

Suko und ich standen starr. Unser Begleiter hatte die Arme erhoben und preßte seine Hände gegen die Ohren. Er war im Gesicht aschfahl geworden. Dieses Geräusch setzte sich aus verschiedenen Tönen zusammen, die eines gemeinsam hatten. Sie klangen alle sehr schrill und hoch, es waren keine tiefen dabei, aber sie hinterließen bei uns eine Gänsehaut. Dies war ein Gesang der Hölle, ein hohles Pfeifen, als würde jemand in eine Knochenflöte blasen.

»Das ist er!« sagte Stern plötzlich. »Das ist es. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Wer ist es?« fragte ich.

»Der Totenpfeifer. Nur er kann diese Geräusche erzeugen. Der Totenpfeifer. Er ist zusammen mit Abandur. Die beiden verstehen sich gut. Der Totenpfeifer ist der Vorbote...«

»Wo kommt er her?«

»Aus dem Nebel!«

Wir starrten Stern an und achteten dabei auf das Pfeifen. Es war leiser geworden, aber noch nicht verstummt, denn noch einmal schrillte es auf und tat unseren Ohren weh.

Danach verklang es langsam, wobei der Anwalt noch nickte, bevor er sagte: »Ja, es ist alles so eingetroffen. Der Totenpfeifer wird geholt, wenn ein Fest gefeiert werden soll. Er muß dabei sein, er ist auch Herr der Schlangen. Durch sein Pfeifen kann er sie hypnotisieren. Er ist

etwas Besonderes in diesem Reich.«

Das kam mir allmählich auch so vor, und ich dachte daran, daß wir es bereits mit zwei Gegnern zu tun hatten. Einmal mit Abandur, dann mit diesem Pfeifer.

Wir hatten uns sehr auf dieses Geräusch konzentriert, so daß der Nebel zweitrangig geworden war.

Als wir jetzt gegen die Suppe leuchteten, stellten wir fest, daß er bereits unsere Hüften erreicht hatte und an einigen Stellen noch höher gestiegen war. Er lag innerhalb des Waldes wie ein weißes Meer.

Dieser Nebel wies eine ungewöhnliche Farbe auf. Er war einfach zu hell, um als normaler Dunst gelten zu können. Das waren schon regelrechte Wattebälle, die da aneinander klebten.

Nebel hatte die Angewohnheit, vieles zu verbergen, auch Gefahren, und daran glaubten Suko und ich.

»Da steckt irgend etwas darin«, sagte mein Freund mit leiser Stimme. »Aber wir müssen durch.«

»Das Böse lauert in der Erde.« Ich schaute Suko an. »Glaubst du, daß der Nebel es verbergen will, wenn es aus dem Boden kriecht?«

»Das kann sein.«

»Sie werden stärker sein, als wir«, sagte Jerry Stern. »Dieser... dieser Dunst kommt nicht von ungefähr. Abandur hat ihn geschickt. Der Nebel schützt die Hölle, und er wird auch mich schützen.«

Stern begann zu grinsen.

Ich war davon nicht so überzeugt, gab aber keinen Kommentar und deutete auf die weiße, leicht wallende Fläche. »Machen Sie den Anfang, Stern. Wir müssen durch.«

»Ja.« Er nickte. »Gehen wir.«

Diesmal blieben wir nicht so dicht beieinander. Wir schritten versetzt und bildeten dabei ein Dreieck. Stern übernahm die Spitze, ich schritt links hinter ihm her, Suko rechts.

Wo ich hintrat, konnte ich nicht sehen. Bei jedem Schritt hatte ich das Gefühl, in die Wolken zu treten, die fast meine Brust erreicht hatten. Auch die grünen Farnblätter schauten nur an bestimmten Stellen mit ihren Spitzen aus der weißen Masse hervor. Selbst wenn der Wind durch den Wald wehte, schaffte er es nicht, die Masse zu vertreiben oder auch nur zu verquirlen. Sie blieb uns so erhalten, als wäre sie am Untergrund befestigt worden.

Wir leuchteten trotzdem und hatten die Lampen so hoch gehalten, daß ihre Strahlen über die gewellte Nebeldecke hinwegstrichen und ihre bleichen Arme in den Wald streckten. Sie berührten die Bäume, tasteten in die leeren Zwischenräume, erhellten auch sie, aber sie schafften es nicht, einen Angreifer zu finden.

Der Wald blieb still, düster und unheimlich.

Jerry Stern bewegte sich schwankend vor uns. Er ging, als würde er

durch Wasser schreiten. Sein Gehrhythmus blieb gleich. Einmal hob er das rechte Bein, wobei die Schulter diese Bewegung mitmachte, dann wieder das linke.

Und plötzlich war er weg!

Ich hatte noch gesehen, wie er für die Länge einer Sekunde stehenblieb, dann aber im Nebel verschwand, als hätte man ihm die Beine weggezogen.

»John!«

Auch Suko schwenkte seinen Arm und leuchtete dorthin, wo der Anwalt zum letztenmal von uns gesehen worden war. Die beiden Lichtstrahlen trafen sich. Wir sahen nur die zitternde Oberfläche.

Die Stille drückte auf unser Nervenkostüm.

Zeit verstrich.

Dann hörten wir einen Laut, als ich dabei war, mein Kreuz hervorzuziehen und es offen vor meine Brust hängte.

Es war ein erstickter gurgelnder Laut, als hätte jemand versucht, den Schrei eines Menschen zu unterdrücken.

Einen Moment später erschien eine Hand. Sie tauchte gespenstisch aus der hellen Suppe auf, die Finger bewegten sich hektisch, sie zuckten, und wir wußten, daß es sich um die Hand des Anwalts handelte, die einen Moment später wieder verschwand.

Unter der weißen Suppe mußte sich etwas Fürchterliches abspielen. Wir sahen nichts, Suko hatte seine Peitsche gezogen, das war besser, als es mit einer Kugel zu versuchen, denn wir hätten zu leicht den Anwalt treffen können.

Mein Freund kam nicht mehr dazu, einzugreifen. Wie eine Puppe, die jemand in die Höhe geschleudert hat, tauchte Stern wieder auf. Er drang von unten her in die beiden Lichtstrahlen. Sein Gesicht war deutlich zu sehen, wir erkannten das gesamte Ausmaß des Grauens.

Jerry Stern lebte nicht mehr.

Eine unheimliche Macht hatte ihm die Haut vom Gesicht gezogen!

Der Anblick traf mich verdammt hart. Obwohl er nur kurz andauerte, prägte er sich ein und bewies mir auch, mit welch furchtbaren Gegnern wir es zu tun hatten.

Das Gesicht schien im Schein für einen Moment zu tanzen, bevor die im Nebel lauernde Gefahr wieder eingriff und den Anwalt zu Boden riß. Er tauchte abermals ein und war verschwunden.

Kein Geräusch mehr, nichts - nur diese lastende Totenstille. Ich bekam Furcht. Dieses weiße, undurchdringliche Meer besaß in seinem Innern ein furchtbares Grauen. Es hatte bewiesen, wie schlimm es zuschlagen konnte. Waren wir etwa als nächste an der Reihe?

Suko bat mich, stehenzubleiben. Statt dessen bewegte er sich vor und

ging dorthin, wo Stern verschwunden war und wahrscheinlich noch liegen mußte.

Mein Freund holte noch während des Laufens aus. Er schlug mit der ausgefahrenen Peitsche in einem Halbkreis zu. Auch die drei Riemen verschwanden in der hellen Wolkenbrühe. Wir vernahmen ein Klatschen, als sie ein Ziel erwischten.

Im nächsten Augenblick erklang ein furchtbarer Schrei. Ein Körper jagte aus der Nebelbank, ein Gebilde aus Haut, Knochen und Lumpen mit blutigen Krallen und einem Gesicht, das dabei war, sich aufzulösen, denn die Riemen hatten voll getroffen.

Die Gestalt taumelte wie eine Marionette. Sie konnte sich nicht mehr halten, die Macht der Dämonenpeitsche trieb sie zurück und wieder in die Nebelwelt.

Von dort würde sie sich nie mehr erheben. Die Dämonenpeitsche leistete immer gleiche Arbeit.

Suko ging zwei Schritte zurück. »Das war einer«, sagte er und leuchtete die Oberfläche ab. »Dieser verdammte Wald muß ein Grab sein. Wer weiß, wie viele noch aus dem Boden kriechen.«

»War es ein Zombie?«

»Ein Hexenzombie, würde ich sagen. Ein Gast für den Polterabend. Verdammt, John, das wird ein Strauß, aber wir müssen weiter.«

Es gibt keine andere Möglichkeit. Was immer sich auch im Nebel verbarg, wir konnten ihm nicht entgehen.

Suko ließ die Peitsche ausgefahren. Ich nahm noch meine Beretta in die rechte Hand und würde beim nächsten Angriff in den Nebel hineinschießen.

Wir gingen weiter wie Menschen, die lange gelegen hatten und erst wieder lernen mußten, richtig zu laufen. So vorsichtig setzten wir unsere Schritte.

Jedesmal tasteten wir vorher den Boden nach irgendwelchen Hindernissen und Fallen ab.

Die ersten Yards kamen wir gut voran. Die Richtung behielten wir dabei bei und sahen auch, daß sich der Baumbewuchs schon bald lichtete. Die Lücken zwischen den Stämmen wurden größer. Was jetzt noch wuchs, war Buschwerk, dessen obere Zweigspitzen zitternd aus der weißen Nebelbrühe ragten.

Bei jeder Berührung hatte ich das Gefühl, es wären Klauen und Hände, die mich umklammerten und an den Boden zerren wollten. Aber es strichen nur Zweige vorbei oder das Blattwerk der Farne. Wie kleine Hügel ragten Wurzeln aus dem Boden. Manchmal bildeten sie auch Hindernisse, in denen ich mich verding.

Auch Suko hatte Glück gehabt und war noch nicht angegriffen, beziehungsweise festgehalten worden.

Den Bluthügel konnten wir noch nicht sehen. Wir wühlten uns

weiter, bewegten die Arme im Rhythmus der Beinbewegungen, ruderten voran, ohne jedoch auf Widerstand zu treffen.

Dann erwischte es mich doch.

Nicht eine Hand umklammerte meine Knöchel, es waren zwei, die links und rechts zugriffen.

Sie rissen hart an meinen Beinen. Ich fiel nach vorn, und es war nichts in der Nähe, an dem ich mich hätte festhalten können. Kein querwachsender Ast. Mit Lampe und Beretta in den Händen verschwand ich in der weißen Nebelbrühe.

Irgendwo schlug ich auf. Ich hatte die Arme glücklicherweise angewinkelt, so daß ich mich mit den Ellbogen abfangen konnte. Sukos Ruf vernahm ich noch, dann rutschte ich mit dem rechten Ellbogen von einer Baumwurzel ab und bohrte den Knochen fast in den weichen Boden.

Ich wälzte mich her, schaffte es leider nicht, auf den Rücken zu kommen, weil die Klauen stark wie Klammern waren und mich einfach nicht loslassen wollte.

So blieb ich auf der Seite liegen. Der Schein wurde sehr schnell schon geschluckt, dennoch erkannte ich die Bewegung und glaubte auch, daß sie von einem pendelnden Schädel her stammte.

Das gurgelnde und schmatzende Geräusch meines Gegners hörte sich an wie der Triumphruf eines Ghouls.

Ich schoß.

Wer immer mein unbekannter Gegner auch sein mochte, einer geweihten Silberkugel hatte er nichts entgegenzusetzen. Da der Nebel den Abschußknall stark dämpfte, hörte ich sogar den Aufschlag, mit dem die Kugel in den Körper hieb.

Danach nichts mehr, aber die beiden Klauen lösten sich von meinen Füßen. Ich zog die Beine an, rollte mich wieder herum und stand auf. Wie ein Geist erschien ich aus dem Nebel. Genau in dem Augenblick wehte ein schriller Todesschrei über die Fläche.

Suko hatte wieder ein Monstrum erwischt. Es war ein pelziges Wesen mit vier Armen, das meinen Freund hatte umschlingen wollen. Jetzt fiel es zurück und verschwand, aus mehreren Wunden qualmend.

Der Nebel deckte den Tod zu...

Ich holte Luft und ging einige Schritte zur Seite, wo ich mit dem rechten Bein einsackte und wieder das Gefühl hatte, angegriffen worden zu sein. Ein Irrtum, ich war nur in ein Erdloch getreten.

»Das waren drei!« rief mir Suko zu.

»Und die anderen?«

Suko deutete in Richtung Bluthügel. »Dorthin sind sie verschwunden.«

»Und du hast sie nicht aufgehalten?«

Er lachte scharf. »Wie denn? Plötzlich stand der Vierarmige vor mir.

Ich habe sie auch nicht zählen können, aber mehr als zwei waren es bestimmt.«

»Die holen wir uns auch noch.« Ich stand bei Suko. Der verdammte Nebel blieb. Wind kam auf, wehte in der Höhe, bewegte die Blätter der Bäume, auf denen auch das fahle Mondlicht seinen silbrigen Glanz verteilte. Plötzlich befanden sich Schatten in der Luft. Zuerst glaubte ich, daß es taumelnde Gegenstände gewesen wären, aber die stießen keine krächzenden Schreie aus, das taten die schwarzen Vögel, die schwarmartig in den Wald hineingeflogen waren.

Sie kamen wie Todesboten. Große und kleine flogen ihre Kreise. Raben, Krähen, auch Eulen und ein Uhu.

Letzterer wischte auf mich zu. Er hatte seine Flügel ausgebreitet, ich wunderte mich noch über die Spannweite, dann mußte ich schon den Kopf einziehen, sonst hätten mich die Krallen des Vogels tatsächlich erwischt.

Auch Suko war zur Seite gesprungen, er schlug nach einer größeren Eule, traf sie aber nicht, so daß sie weiterfliegen und auf einem Baumast ihren Platz finden konnte.

»Verdammt!« keuchte mein Freund. »Hier hat sich die gesamte Natur gegen uns verschworen.«

»Das kannst du wohl sagen.«

Uns drehend erwarteten wir einen zweiten Angriff. Die Vögel ließen uns in Ruhe. Sie hatten nur ihre Beobachtungsplätze im Geäst und den Kronen der Bäume eingenommen.

»Weiter!« keuchte Suko.

Der Weg war uns bekannt. Noch immer begleitete uns der dichte, weiße Nebel als lautloses Meer.

Aber der Wald lichtete sich. Das Gelände stieg zudem an. Nach wie vor war der Untergrund rutschig und feucht. Manchmal glitten wir auch aus, konnten uns aber immer wieder fangen und standen schließlich am Rand des Waldes, ohne noch einmal aus der dichten Tiefe des Nebels angegriffen worden zu sein.

Suko und ich hatten uns geduckt. Wer uns jetzt beobachtete, mußte den Eindruck bekommen, daß nur mehr zwei Köpfe auf der Oberfläche des Nebels schwammen.

Daß ich feuchte Handflächen bekommen hatte, lag nicht allein am Dunst. Der kalte Schweiß breitete sich aus, und er rann auch als kühle Tropfen über meinen Rücken.

Suko nickte über seinen ausgestreckten und nach vorn zeigenden Arm hinweg. »Da hinten«, erklärte er, »muß der Hügel liegen. Siehst du die Erhebung?«

Ich sah die abgeflachte Kuppe. Sie bot ausreichend Platz, um darauf etwas feiern zu können.

Etwas störte uns.

Es war das Vibrieren des Erdbodens. Ein Zittern, als wäre ein leichtes Beben entstanden, von dem auch wir nicht verschont blieben.

»Verstehst du das?« flüsterte Suko.

Er bekam keine Antwort von mir, denn vor uns, wo der Nebel auch die Flanken des Hügels hinaufkroch, wurde die Dunkelheit durch Licht zerrissen.

Kein Lampenschein, sondern das tanzende Licht rotgelber und trotzdem düster wirkender Flammen.

Sie strahlten ab, auch über die Fläche hinweg, aus der die Gestalten erschienen wie unheimliche Geister.

Für sie interessierte ich mich nicht, mein Blick war auf ein Gebilde gefallen, das ich selbst aus dieser Entfernung identifizieren konnte. Es war ein Thron.

Er schimmerte hell, vielleicht war er aus hellem Holz oder poliertem Stein errichtet worden.

Zwei Gestalten saßen auf ihm.

Wesen, die beide menschlich und wegen ihrer langen Haare wie Frauen wirkten.

Doch nur eine war eine echte Frau. Jane Collins.

Neben ihr hockte ein Dämon und ein Mensch in einer Person.

Abandur, der Hexenmeister!

Jane hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden, abfinden müssen, und sie gab zu, daß es ihr nicht einmal unangenehm gewesen war. Der Trank hatte sie so beeinflußt, daß sie die Vorgänge mit anderen Augen ansah und sich sogar auf den schrecklichen Polterabend freute, der ihr bevorstand und wobei sie die Hauptperson war.

Der Totenpfeifer hatte ihn eingeläutet. Die schrillen Laute seiner Melodie waren verklungen, aber innerhalb des weißen Nebels tat sich etwas.

Jane bekam einen Blick dafür. Sie konnte plötzlich hineinschauen, er klarte vor ihren Augen auf, und der Boden, den sie sah, warf plötzlich Wellen.

Er brach auf.

Wurzelwerk riß, Büsche kippten, Grassoden wurden in die Höhe geschleudert, und fürchterliche Gestalten krochen aus der Tiefe der Erde an die Oberfläche.

Geschundene Leiber, oft noch von Foltern gezeichnet. Hexen, auch Männer, dann wiederum Monstren, wie sie nur in der Hölle lebten. Wesen mit mehreren Köpfen und verschieden langen Armen.

Eine schleimige Qualle fand ebenfalls ihren Weg durch den Dunst. Sie roch nach Moder und richtete sich nahe des Pfeifers auf, um dessen Körper sich noch die Schlangen wie Fesseln gewickelt hatten.

Eine von ihnen drückte sich vor. Sie geriet dabei zu nahe an die der Qualle heran, die sich diese Chance nicht entgehen ließ und die Schlange einfach verschluckte.

Sie zog sie an wie ein Trichter die Luft, wurde dabei durchsichtig, und Jane konnte erkennen, wie das Opfer im Innern der Qualle enthäutet wurde.

Die Hexen Marthel, Osina und Ulana freuten sich diebisch über diese Vorgänge. Sie begannen zu tanzen, umringten die Qualle und faßten sich an den Händen.

Abandur schaute sich dies alles mit einem nahezu diebischen Vergnügen an. Seine dunklen Augen leuchteten, er hob die Arme, aus dem Mund drangen drei, vier dumpfe Laute - Beschwörungsworte -, die ihren Zweck erfüllten, denn über den Köpfen der beiden sitzenden Personen strahlen plötzlich Flammen auf.

Jane schaute hin.

Die drei Totenschädel brannten, aber verbrannten nicht. Sie gaben der Szenerie eine unheimliche Beleuchtung. Manchmal sprühte es aus ihren Augen, als würde dort Magnesium verbrennen.

Über Jane und dem Hexenmeister tanzten die Flammen, als wollten sie nach ihnen greifen. Sie hätten Hitze abstrahlen müssen, doch es war ein kaltes, ein Höllenfeuer, das nur Licht gab und keine Wärme verströmte.

Die unheimlichen Gestalten hatten ihren Spaß. Sie verbeugten sich vor dem Thron. Ein jeder, der aus dem dicken Nebel stieg, wollte zeigen, daß er anwesend war.

Groteske Figuren waren dabei, manche glotzügig und dick wie Tonnen. Aber auch Hexen waren vorhanden. Das alte Fleisch wurde nur unzureichend von den lumpigen Kleidungsstücken bedeckt, die noch am Körper klebten. Aus den Mäulern drang Kichern und Lachen. Manchmal sprühte auch grünlicher Speichel, der wie ein dünner Regen dem Boden entgegenfiel und dort zischend auftraf.

Musiker erschienen wie Geister aus der hellen Watte. Sie hielten ihre Instrumente hoch, die ebenfalls aus gelblichem Gebein hergestellt waren: Flöten und Saiteninstrumente, die, wenn sie einmal gespielt wurden, Töne und Melodien erzeugten, die dem Teufel gefallen hätten.

Die Hölle feierte, und Abandur, der Hexenmeister, fühlte sich wohl wie nie zuvor.

Er lachte, er rieb seine Hände, er nickte jedem einzelnen zu, um ihn zu begrüßen.

Er war der Held der Nacht, ebenso wie Jane Collins, die regungslos neben ihm hockte.

Sie hielt die Augen weit offen, der Blick war teilnahmslos geworden, und dennoch beobachtete sie das Treiben vor dem Thron. Sie hatte

sich daran gewöhnt und spürte plötzlich die langen Finger des Hexenmeisters auf ihrem Oberschenkel.

»Alles dir und mir zu Ehren«, sprach er laut in den Wirrwarr der Töne hinein. »Sie feiern für uns...«

»Es freut mich.«

»Ja, es muß dich auch freuen, denn in dieser Nacht wirst du eine von uns. Bist du bereit?«

»Wozu?«

Abandur lachte. »Um mit mir den höllischen Bund einzugehen. Der Meister und die Hexe, den Teufel wird es freuen. Ich bin es gewesen, der dich wieder zurückgeholt hat. Solange ich lebe, kommst du nicht mehr von mir los, Jane Collins.«

»Und wenn du stirbst?«

»Wirst auch du vergehen!« erklärte er knallhart und schaute sie dabei an.

Jane fürchtete sich nicht vor seinem Gesicht.. Die Haut hatte einen dunkleren Farbton angenommen und verströmte einen noch intensiveren Geruch. Er war scharf, erdig und modrig zur gleichen Zeit. In den Augen des Dämons lag der Wille, alles zu unternehmen.

Die Herde umtanzte den Thron. Auch der Totenpfeifer machte mit. Sein Bart wehte, die Schlangen bewegten sich im Rhythmus der Melodie, die über seine Lippen drang.

Rechts von ihm standen die Musiker, zusammen mit den drei Hexen Marthel, Osina und Ulana. Die Hexen hüpfen von einem Bein auf das andere. Dabei sangen sie Lieder, deren Texte Jane nicht verstand, und sie gehorchte, als Abandur den Druck seiner Hand verstärkte.

Er stand auf.

Fast gleichzeitig mit ihm erhob sich auch Jane Collins. Wie der Hexenmeister, so blieb auch sie vor dem Thron stehen, schaute auf die tanzenden Gestalten und darüber hinweg, wo der Nebel noch immer dicht wie Watte schwebte.

Abandur hob beide Arme. Da sämtliche Glotzaugen auf ihn und Jane gerichtet waren, wurde das Zeichen verstanden. Mit letzten Mißtönen und Klängen verstummte die schrille Musik.

Wenn der Meister eine Rede halten wollte, dann kündete er dieses Vorhaben durch große Gesten an.

Er schaute auf die versammelten Gestalten, forschte in jedem Gesicht nach, während Janes Blicke über das Nebelmeer hinwegglitten, bis dorthin, wo sich der düstere Wald abzeichnete und undurchlässig wie eine Mauer wirkte.

Erkennen konnte sie dort nichts, auch keine Einzelheiten ausmachen. Dennoch wurde sie den Eindruck nicht los, daß sich dort hinten etwas befand, das sie kannte.

Sie kannte es sehr gut, hatte oft genug damit zu tun gehabt. Es war

ihr auch immer sympathisch gewesen. Sie hatte es geliebt, sie hatte darum gezittert, auch jetzt war es nicht vergessen, aber es schien ein Schleier darüber zu liegen.

Die Erinnerung wollte einfach nicht kommen, das neue Leben hatte schon zu sehr Besitz von ihr ergriffen. Das, was sie zu fühlen glaubte, lag so fern wie eine andere Welt, die für menschliche Augen nicht mehr sichtbar war.

Jane schrak zusammen, als Abandur sie leicht berührte. Sie erwachte aus der Erinnerung, drehte den Kopf und sah sein Gesicht dicht vor dem ihren. Der breite Mund hatte sich noch mehr verzogen, ein Lauern stand in den Augen, und Jane hörte die Frage, die der Hexenmeister nur zischelnd stellte.

»Was war mit dir, schöne Braut? Was hast du gesehen? Du warst wie selbstvergessen.«

Jane strich ihr Haar zurück. Tonlos erwiderte sie: »Ich weiß es auch nicht so recht.«

»Doch, du willst es mir nur nicht sagen.«

Sie hob die Schultern. »Erinnerung, mehr nicht. Es war ein Stück Erinnerung.«

»Woran?«

»An die Zeit vor dieser!«

Der Hexenmeister winkte unwirsch ab. »Das ist vorbei, Jane. Du gehörst jetzt zu mir. Begriffen?«

»Ja, aber ich konnte mich nicht dagegen wehren. Es stieg plötzlich empor.«

Diese Worte hatten das Mißtrauen des Hexenmeisters nicht vertreiben können. »Trotz des Trankes, den du zu dir genommen hast? Du hast ihn doch getrunken - oder?«

»Ja, er schmeckte gut. Ich spürte, wie er mein Blut in Wallung brachte und eine Sehnsucht in mir auflodern ließ. Die Sehnsucht nach dir, aber das andere ist einfach nicht vorbei.«

»Weiß man, daß du hier bist?«

»Niemand.«

»Dann kann dir auch niemand gefolgt sein.«

»Stimmt.«

Das Mißtrauen war bei Abandur nicht beseitigt. Er wußte genau, daß es auch jetzt noch Kräfte und Feinde gab, die ihn vernichten konnten, deshalb wollte er sich beeilen.

Vor den Augen zahlreicher Zeugen nahm er Jane Collins in seine Arme und preßte sie hart an sich.

Jane spürte ihn, und sie fühlte auch, wie etwas von seiner Macht auf sie überging. Das Kleid befand sich zwischen ihnen, aber es war so dünn, daß man es praktisch als überflüssig hätte bezeichnen können.

»Nur mich siehst du an!« raunte er Jane ins Ohr. »Hast du

verstanden? Nur mich?»

»Ja.«

Er drückte sie von sich und schaute wieder auf das »gemeine Volk«. Ja, er war der Herrscher, ein Stellvertreter des Satans, und er hatte seine Aufgabe bisher ausgezeichnet erfüllt.

»Meine Freunde«, begann er. »Ich freue mich, daß ihr den Weg aus der kühlen Erde zu mir gefunden habt. Lange genug habt ihr warten müssen, ebenso wie ich. Aber die Zeit ist reif. Drei von euch haben mich geholt, sie gruben mich aus und steckten mich in ihren Kessel, in dem der Trank gebraut worden war, der es ermöglicht, Tote wieder ins Leben zu holen. Das Rezept ist uralte, es wurde in der tiefsten Hölle erfunden, und kein Mensch hat es je herausgefunden. Mir hat es das Leben gegeben, und erst als ich das Grab verließ, war es möglich, euch aus der Erde des Bluthügels zu holen. Wieder einmal haben sich die Menschen geirrt, denn sie rechneten damit, daß wir für alle Zeiten vernichtet waren. Aber sie unterschätzten die Macht der Hölle. All die Geschundenen, die Gefolterten und die Geschöpfe, mit denen ihr als Hexen eure Feste gefeiert habt, sind wieder da, um mein Fest zu verschönern. Heute nacht werde ich die Hochzeit mit der Person halten, die einmal zu uns gehört hat, uns aber entrissen wurde, doch nun auf dem besten Weg ist, wieder zu uns zu gehören. Ich spreche von meiner Braut an dieser Seite!«

Er trat einen kleinen Schritt von Jane weg, um für die Hand Platz zu schaffen, die auf die Detektivin wies.

Jane wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Schließlich verneigte sie sich vor den anderen und nahm deren Beifall entgegen, aber auch die heulenden und schreiende Laute, die sie schrill umtanzten.

Der Totenpfeifer begann wieder damit, seine unheimliche Melodie zu spielen.

Das Heulen und Pfeifen wehte über den Hügel hinweg und schien vom Nebel aufgesaugt zu werden.

Der Hexenmeister war zufrieden. Er lächelte kalt, und seine Gedanken drehten sich um die Dinge, die Jane ihm zuvor noch mitgeteilt hatte. Etwas aus ihrem anderen Leben lauerte in der Nähe.

Er spürte nichts, das ärgerte ihn. Früher war er sehr sensibel gewesen, dieses Gespür mußte erst noch zurückkehren. Aber er ahnte, daß er sich beeilen mußte, wenn er die Hochzeit mit Jane Collins durchführen wollte.

»Schluß!« schrie er plötzlich.

Sofort verstummten die unheimlichen Gestalten. Abandur wandte sich wieder seiner blonden Braut zu. Einen Arm legte er auf ihre Schulter.

»Wer mich kennt, der weiß, wie sehr ich der Schönheit meiner Dienerinnen zugetan bin. Allein ihre Schönheit bedeutet Leben für

mich. Alle waren bereit, mir davon zu geben, und sie werden es auch weiterhin sein. Die Menschen haben gesagt, daß Schönheit vergänglich ist. Da haben sie recht, ich aber behaupte, durch die Schönheit, die ich nehme, kann ich etwas anderes geben - das lange Leben...«

Er ließ seine Worte wirken. Niemand war da, der ihm Beifall klatschte oder zuschrie. Die dämonischen Gäste standen wie unter einem starken Bann.

»Und so frage ich dich, Jane Collins, der du den Trank der Hexen bereits zu dir genommen hast und den du nun aufrührerisch durch deine Adern fließen spürst, bist du bereit, mir, dem Hexenmeister Abandur, deine Schönheit zu weihen?«

Er hatte Jane während der letzten Frage gezwungen, ihm ins Gesicht zu schauen. Sie sah nur ihn.

Die hohe Stirn, die düsteren Augen, die kleine Nase mit den zu großen Löchern und dem breiten, auf sie erotisch wirkenden Mund, der halb offenstand, als wollte er, daß Jane Collins die Antwort hineinhauchte.

Sie wollte die Frage bejahen, aber sie brachte es nicht fertig. Da war trotz allem eine gewisse Hemmschwelle. Woher sie kam und wer sie ihr geschickt hatte, war ihr nicht klar, doch sie bestand.

Deshalb bekam sie kein Wort über die Lippen.

Das ärgerte Abandur. »Ich warte auf eine Antwort. Bist du bereit, mir deine Schönheit zu schenken und mir ein Stück deiner Seele abzugeben?«

»Ich... ich...«

»Antworte!«

Tu's nicht! Es war ihr Unterbewußtsein, das sie warnte. Tu's nicht! Du kommst nicht mehr los, du...

Die Gedanken rissen ab. Ihr Blickfeld wurde von dem Gesicht des Hexenmeisters eingenommen, und da dominierten die Augen, diese dunklen, gefährlichen Kreise, die alles konnten. Sie strahlten einen unbeugsamen Willen aus, sie hypnotisierten, sie blickten tief, bis in die Seele der anderen Person hinein, und Jane fühlte sich unter diesen Blicken nackt.

Sie begann zu zittern und hörte den gezischten Befehl des Hexenmeister. »Deine Antwort!«

Das Gesicht, die Augen, der Mund, der bohrende Blick, hinzu kam ihr wallendes Blut, das sie rauschen hörte und sich nicht dagegen wehren konnte, denn es überschwemmte alles.

Sie nickte.

Die Lippen verzogen sich zu einem ersten Lächeln, in dem noch Zweifel steckten.

»Du mußt es sprechen, kleine Jane. Alle wollen es hören, verstehst

du? Alle.« Abandur hob seine Arme an und preßte die Handflächen leicht gegen Janes Wangen. »Alle...«

Die Detektivin nickte. »Ja...«

»Lauter!« forderte er.

Jane holte Luft. Sie spürte, daß es dabei in ihrem Hals kratzte, aber sie kam dem Wunsch des Hexenmeisters nach.

»Ja, ich will seine Dienerin sein. Ich will, daß er mir die Schönheit nimmt. Er ist mein Bräutigam, er ist der, dem ich mich weihe. Er, der große Hexenmeister Abandur!« Und Jane reckte wie zur Bestätigung ihrer Worte beide Arme. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, stieß sie gegen den finsternen Himmel, lachte und schrie in einem, während sie wieder den Beifall und das Geheul der dämonischen Gäste aufsaugte wie ein trockener Schwamm das Wasser.

Abandur aber lachte. Er hatte gewonnen. Jane Collins stand jetzt auf seiner Seite.

»Es ist gut!« rief er. »Keinen Jubel mehr, das könnt ihr nachher. Ich werde jetzt den Akt einleiten...«

Jane war bereit. Sie drehte sich ihm freiwillig zu. Der Wind trieb das dünne Kleid gegen ihren Körper. Es schauerte über ihre nackte Haut, und an gewissen Stellen auf dem Rücken streichelte es auch.

Abandur beugte sich zu ihr nieder. Auch er hatte seine Arme ausgestreckt. Die Hände waren gespreizt, denn er wollte möglichst viel von seiner Braut zu fassen bekommen.

Sie wehrte sich nicht, als er sie in den Arm nahm, leicht zur Seite drückte und sich über sie beugte, so daß beide aussahen wie ein Filmliedpaar auf den Plakaten der großen Hollywood-Produktionen in den fünfziger Jahren.

Aber hier wurde nichts vom Winde verweht, hier wurde etwas genommen.

Brutal, herrschsüchtig und mit einer saugenden Kraft. So spürte Jane die vollen Lippen dieses Dämons auf ihrem Mund.

Und niemand war da, der ihr half!

Der Eindruck währte nur einen kurzen Moment, danach änderte sich die Szenerie wieder, denn tanzende Gestalten nahmen mir die Sicht. Auch wehte uns schriller Lärm entgegen.

Disharmonisch und widerlich, ein Höllengetöse.

»Sie feiern«, sagte Suko, »der Hexen-Polterabend hat begonnen.«

Ich widersprach nicht. Scharf floß mein Atem durch die Nase. Über dem Thron loderten noch immer die Fackeln. Die Feuerzungen reckten sich wie gierige Finger in die Dunkelheit. Sie gehorchten dabei dem Rhythmus des Windes.

Dann verlängerte sich der Widerschein und traf auf die sich

bewegenden Körper der unheimlichen Gäste.

Was sich da versammelt hatte, konnte man nur mit dem Begriff Ausgeburten der Hölle bezeichnen.

Es waren ja nicht nur die Hexen, auch andere Geschöpfe hatten das Erdreich verlassen, und sie alle standen unter dem Einfluß dieses Hexenmeisters Abandur.

Man hatte ihn zurückgeholt, zu einem schlimmen Leben erweckt. Sein Plan war es auch gewesen, Glenda Perkins, Suko und mich zu töten. Wir hatten die Hindernisse überwunden, nur Jane Collins war seinem Ruf gefolgt. Damit hatte er nicht nur mich schwer getroffen, auch meine Freunde. Jane war wieder zu uns zurückgekehrt, wir hatten uns hundertprozentig auf sie verlassen können, und jetzt passierte dies.

Ich wollte es einfach nicht glauben, daß die Frau, die neben Abandur auf dem Thron saß, Jane Collins war.

Suko wußte wohl, was in mir vorging, er wollte mich trösten. »John, denk nicht weiter daran. Noch lebt Jane. Vielleicht ist es nicht zu spät. Sie haben ihre schwarzmagische Trauung nicht vollzogen.«

»Wird Jane sich wehren?« fragte ich leise.

Suko lachte kratzig. »Das hoffe ich doch sehr, mein Lieber. So einfach macht sie es diesem Pack auch nicht.«

Seine Stimme hatte nicht eben überzeugend geklungen. Ich gab auch keinen weiteren Kommentar ab und beobachtete zusammen mit meinem Partner, wie aus der weißen Nebelschicht noch weitere Gestalten stiegen. Sie hatten im Boden gelauert, jetzt war die Bahn für sie frei, und sie kamen lautlos wie gierige Gespenster.

Die Szene war unheimlich, und auch die schwarzmagischen Gestalten und Monstren benahmen sich wie Menschen, die ihren König begrüßten. Sie verneigten sich, sie führten sich manchmal grotesk auf, so daß ich nur den Kopf schütteln konnte.

Ich legte Suko eine Hand auf die Schulter und deutete mit der freien nach vorn. Wir hatten eigentlich gehen wollen, ließen es jetzt bleiben, weil sich Abandur von seinem Thron erhob und auch Jane Collins aufstand. So gut es ging, behielt ich sie im Blickfeld. Der Mond und das Feuer gaben zwar Licht, beides reichte leider nicht aus, um Janes Gesichtszüge erkennen zu können. Deshalb konzentrierte ich mich auf ihre Haltung, und die sah mir nicht gerade aus, als würde Jane unbedingt Widerstand entgegensetzen.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Der Hexenmeister faßte sie an, was mir einen Stich gab.

»Die Chancen sinken, Suko«, flüsterte ich. »Jane steht bereits unter dem Bann. Die haben es geschafft, sie wieder zurückzuholen.«

»Abwarten.«

Ich schluckte meine Antwort herunter.

»Wie sollen wir uns dem Hügel nähern?« fragte Suko. »Ich würde vorschlagen, daß wir es von der Seite her versuchen.«

»Falls man uns läßt.«

Der Inspektor winkte ab. »Ich glaube nicht daran, daß noch Monstren aus dem Boden steigen. Dazu ist dieser Polterabend viel zu interessant.«

Nach dem großen Theater kam uns die Stille ungewöhnlich vor. Sie blieb auch nicht sehr lange, denn Abandur setzte zu einer großen Rede an und konzentrierte die Aufmerksamkeit seiner Geschöpfe allein auf sich und Jane Collins.

Für uns würden sie kaum noch einen Blick haben, das konnte nur vom Vorteil sein.

Es blieb bei Sukos Vorschlag. Wenn wir einen Bogen schlugen, verloren wir leider auch Zeit. Um sie aufzuholen, mußten wir uns beeilen. Es war ein Gehen wie durch Watte, nur daß uns der Nebel nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte.

Ich wäre gern in ihn hineingetaucht, dann aber hätten wir nichts sehen können.

Wir blieben zusammen und hatten den Weg nach links eingeschlagen. Die Geländeform änderte sich. Sie stieg jetzt schon etwas an, der Boden kam mir aufgewühlt vor. Er war manchmal mit dicken Löchern oder anderen Trittfallen gespickt, so daß es nicht einfach war, immer den genauen Weg einzuhalten.

Mehr als einmal sackten wir zusammen und tauchten in die weiße Nebelsuppe.

Währenddessen hielt Abandur seine Ansprache. Er sprach davon, daß er die alten Zeiten wiederkehren lassen wollte. Die Zeit der Rache war da. All die Geschundenen und Gefolterten würden sich an denen rächen, die für ihr Schicksal verantwortlich waren. Diese globale Abrechnung richtete sich gegen die Menschen.

Suko und mich hatte man bisher noch nicht gesehen. Wir hofften, daß dies auch so bleiben würde.

Wenn ein Feind auftauchte, würde ich nicht schießen. Wir hatten abgesprochen, daß wir entweder den Dolch oder die Dämonenpeitsche nahmen.

Mir war eine weißhaarige Gestalt schon vorher aufgefallen. Es war ein Mann gewesen, eben dieser Totenpfeifer, von dem auch Jerry Stern gesprochen hatte.

Ihn sah ich nicht mehr.

Als ich Suko aufmerksam machte, nickte dieser. »Das ist mir auch schon aufgefallen.«

»Dann können wir mit einem Angriff rechnen.«

»Mal sehen.«

Wenig später vergaßen wir diesen Dialog wieder, weil uns die

Ereignisse auf dem Hügel ablenkten.

Wir waren schon sehr nahe an ihn herangekommen, standen jetzt im schrägen Winkel zum Thron und sahen, daß Jane sich nicht wehrte, als der Hexenmeister sie packte.

Fast brutal riß Abandur sie an sich, beugte sie nach unten, und wir sahen etwas, das mir ins Herz schnitt.

Er küßte sie!

Ein lebender Toter, ein Hexenmeister preßte seine leichenkalten Lippen auf Janes Mund, die sich nicht einmal wehrte.

Es war für mich kaum zu fassen. Ich stand da, wie zur Salzsäule erstarrt. Obwohl mich die Szene abschreckte und anwiderte, mußte ich mehrmals hinschauen. Es war wie ein innerer Zwang, unter dem ich litt, und ich spürte den Druck in meiner Kehle, der vom Magen hochgestiegen war. Ich kam nicht dazu, noch Luft zu holen, alles preßte sich zusammen, selbst in meine Augen stieg die Feuchtigkeit.

»Jane!« preßte ich hervor. »Oh, verdammt, was hast du getan. Das kann es nicht geben.«

»Sie ist es nicht, John!« flüsterte Suko.

»Was redest du für einen Unsinn? Natürlich ist sie es. Ich sehe sie mit eigenen Augen.«

»Aber sie ist es nicht wirklich. Sie ist eine andere. Sie steht unter einem Bann. Sie macht es nicht freiwillig, John.«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»Ja.« Suko stieß mich an. Ich glich die Bewegung aus und starrte weiterhin auf dieses für mich furchtbare Bild.

Deshalb vergaß ich unsere eigene Umgebung. Suko hatte zum Glück die Augen offengehalten. Sein nächster Stoß katapultierte mich zur Seite. »Da, der Weißhaarige« rief er und hatte sich nicht getäuscht. Wie ein Geist war diese Gestalt vor uns erschienen. Wir sahen ihn und die Schlangen auf seinem Körper, aber wir sahen auch noch mehr.

Er hielt eine Flöte aus bleichem Gebein in seinen Händen. Das Mundstück hatte er gegen die Lippen gepreßt, und einen Moment später, noch bevor wir ihn daran hindern konnten, begann er damit, seine schaurige Totenmelodie zu spielen.

Nicht nur eine Melodie, auch eine Warnung für die anderen...

Es war ein wilder, heißer Kuß, wie Jane Collins ihn noch nie zuvor bekommen hatte.

Nicht nur ihre Lippen schienen in Flammen zu stehen, auch die beiden Wülste des Hexenmeisters.

Obwohl er aus der feuchten Erde gekrochen war, besaß sein Kuß ein inneres Feuer, das Jane Collins verzehrte. Sie hatte plötzlich das Gefühl, über dem Boden zu schweben und gleichzeitig angesaugt zu

werden. Da war plötzlich eine Kraft, die sie einfach mitriß, so daß sie den Eindruck bekam, in ferne Sphären zu schweben. Als hätte jemand ein gewaltiges Tor aufgeschoben, so eröffneten sich ihr unbekannte Welten, in die sie auch hineinschauen konnte.

Bei der ersten Berührung der fremden Lippen hatte Jane die Augen geschlossen. Dennoch konnte sie etwas sehen, denn vor den geschlossenen Augen liefen in bunter Reihenfolge düstere, unheimliche Bilder ab, die ihr einen Einblick in die Welt gaben, die sie durchschwebte.

Es war einfach grauenhaft.

Sie kamen aus allen Ecken und Winkeln. Unheimliche Gestalten, furchtbare Monstren, fratzenhafte Gesichter, die ihr zulachten und sie auf diese Art und Weise willkommen heißen wollten.

Das war die Hölle mit all ihrem Schrecken. Sie offenbarte Jane ihre Bewohner, die Abkömmlinge des Teufels, und ließen sie in das Pandämonium blicken.

Als Hexe gehörte sie irgendwie dazu, aber noch war sie keine echte Hexe, und sie versuchte auch, sich gegen diese Eindrücke zu stemmen, doch die Kraft des Hexenmeisters war stärker.

Abandur hielt Jane nicht nur in seinen Armen, auch die psychische Macht über sie nutzte er eiskalt aus.

Der Teufel hatte ihm das Leben zurückgegeben, aber in ihm steckten noch die Zeichen der Welt des Bösen.

Die Bilder kamen und verschwanden.

Auch die Fratze des Teufels konnte Jane erkennen und hinter diesem widerlichen, fellbesetzten Dreieck mit dem breiten, grinsenden Maul sah sie ein großes, unheimliches Gesicht, das zunächst aussah, als würde es aus kalten, leicht bläulich schimmerndem Stahl bestehen.

Ein glattes Gesicht, nicht genau erkennbar, ob es einem Mann oder einer Frau gehörte. Es war irgendwie geschlechtslos, und es strahlte etwas aus, das über einen Menschen wie ein Gebirge kommen konnte.

Eine Kälte, die nicht zu fassen und zu beschreiben war. Furchtbar und grausam.

Jane wußte Bescheid.

Es war schon sinnbildlich gemeint, daß sich das Gesicht hinter der Gestalt des Teufels zeigte, denn er oder es stand hinter allem.

Luzifer!

Er war der absolute Herrscher des Bösen. Das Wesen, daß schon zu Beginn der Zeiten gewesen war und erst vernichtet werden konnte, wenn es zum großen Umschwung kam und die Welt unterging.

So stand es geschrieben, so würde es sich bestimmt erfüllen. Noch besaß Luzifer Macht, und sie verstärkte sich mit jedem Tag. Das Böse wuchs, weil die Menschen es ihm zu leicht machten und sich von ihm einfangen ließen.

Auch das Gesicht verschwand. Aus der nicht auslotbaren Tiefe des Raumes schob sich etwas näher, das wie ein gewaltiger Schatten aussah. Eine düstere, zitternde Wand, grauenvoll und alles bedeckend, was sich ihr in den Weg stellte.

Auch ein Gesicht?

Jane wußte es nicht genau, weil Luzifers Züge verflossen und dabei einen anderen Ausdruck bekamen.

Den Ausdruck einer Frau.

Zwar nur sehr schwach ausgebildet, dennoch zu erkennen. Klare Linien und ebenfalls eine Kälte abstrahlend, die den Betrachter vereisen konnte. Das war sie, das war die Königin der Hexen, die erste Hure des Himmels, auch die Große Mutter genannt.

Lilith!

Sie und Luzifer gehörten zusammen. Sie saß an seiner Seite, sie war das Wesen, das so stark verehrt wurde und auf das sich die Hexen verließen.

Jane spürte den Druck der heißen Lippen und verbrannte trotzdem nicht, aber sie sah auch mit geschlossenen Augen in die fremde Welt und erkannte auf dem schwach abgebildeten Gesicht das grausame und gleichzeitig wissende Lächeln.

Die Große Mutter hatte gewonnen! Ihr war es gelungen, Jane Collins zurückzuholen.

Dieses Lächeln sagte mehr als 1000 Worte. Es war kalt, wissend, furchtbar und grausam. Gleichzeitig lockend, so daß es Jane nicht gelang, sich dagegen zu wehren.

Aber es blieb nicht. Ihr wurde nur ein kurzer Blick in die Welt des Bösen gestattet, ein knapper Beweis, daß sie jetzt wieder zu ihnen gehörte oder der Hexenmeister dabei war, sie auf den Weg des Bösen zurückzuholen.

Intervallweise zogen sich all die Fratzen und Monstren zurück. Auch sie gerieten in einen Sog, der sie hart anzog und hineinriß in eine Welt ohne Begrenzung.

Sie verschwanden...

Zurück blieben zwei Personen: Jane Collins und Abandur. Die Schöne und der Grausame, der kein Pardon kannte.

Aber er löste seine Lippen von ihrem Mund. Nicht ruckartig, sehr vorsichtig und behutsam, als wäre er ein Mensch, der seiner Geliebten nicht wehtun wollte.

Jane hielt die Augen auch weiterhin geschlossen. Obwohl sie noch mit beiden Füßen auf dem Boden stand und den Druck der Altarplatte unter sich spürte, kam es ihr vor, als würde sie auch weiterhin in einem Vakuum schweben, das nur von den Kräften des Bösen angefüllt war.

Sie erwachte wie aus einem sehr langen und tiefen Traum. Erst als

sie Abandurs Stimme vernahm, reagierte sie wieder normal und kam seinem Befehl nach.

Jane öffnete die Augen!

Sie sah wieder das Gesicht. Es gehörte nicht Luzifer, auch nicht Lilith, sondern Abandur, der seine Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen hatte und in seinen Augen den Triumph leuchten ließ.

Jane spürte ihren Körper kaum. Sie gewann den Eindruck, nur aus einem Gehirn zu bestehen. Ihr Blick flatterte, sie bewegte die Wimpern, runzelte die Stirn, als würde sie über irgend etwas nachdenken und bekam nicht mit, daß sie eigentlich mit beiden Füßen den Boden berührte.

Abandur hielt sie fest. Hätte er dies nicht getan, wäre sie sicherlich nach hinten gekippt und zu Boden gefallen.

In ihrem Körper rauschte es. Das Blut war erhitzt. Es kam ihr vor, als wäre es ausgetauscht worden.

Nur auf das Gesicht des Hexenmeisters konnte sie schauen und auf die langen, weißen Haare, die so glatt wie Fell zu beiden Seiten des Kopfes herabfielen und mit ihren Spitzen die Schultern berührten.

»Jetzt gehörst du endgültig mir!« sagte er mit seiner rauen Stimme, in der auch unverhohlener Triumph mitschwang. »Ich habe dir den Kuß des Hexenmeisters gegeben, wie ich es schon vor langen Jahren tat, als du noch nicht auf dieser Welt lebstest. Aber mein Kuß hat nichts von seiner früheren Kraft verloren, das habe ich gespürt, als wir beide uns so intim berührten. Du bist mein, Jane Collins. Du bist wieder zu denen zurückgekehrt, zu denen du auch gehörst. In unsere Welt, in den Kreislauf der Schwarzen Magie, des Bösen. Ich bin von nun an dein Führer, du wirst mir untertan sein, und du wirst zu denjenigen gehen, die schon auf dich warten. Du kennst sie bereits, sie haben dich auch hergebracht.«

Jane hatte konzentriert zugehört. Sie empfand nicht einmal Angst, nur eine gewisse Gleichgültigkeit. Vielleicht wußte sie auch nicht, was mit ihr geschehen war. Sie fühlte sich nur so taub, selbst das Rauschen des Blutes war nicht mehr.

»Kannst du stehen?«

»Ich versuche es!«

Abandur ließ Jane los. Sie blieb auf den Beinen, war aber kraftlos und schwankte, so daß der Hexenmeister sie festhalten mußte.

Er lachte sie an. »So ist es immer zu Beginn. Zuerst übermannt dich die Schwäche, aber sie wird sehr bald von einer unheimlichen Stärke abgelöst, das kann ich dir versprechen. Ich habe dir den Kuß gegeben und das Band damit geschlossen. Du bist meine Braut und somit auch ein Teil von mir und von der gewaltigen Welt, in der wir uns zu Hause fühlen. Der Teufel wird auch dich leiten. Ich habe dich zurückgeholt - ich!«

Jane drehte den Kopf. Sie blinzelte ein wenig, weil die brennenden Schädel sie blendeten. Dabei konnte sie auch durch die Flammen schauen und sah dahinter die drei Totenköpfe, die weder verbrannten noch zerschmolzen.

Auch die dämonischen Gäste des Polterabends waren noch da und hatten zugeschaut.

Sie warteten ab, doch Jane spürte schon jetzt, wie erregt sie waren. Das Fest mußte weitergehen, es würde erst richtig beginnen und auch beweisen, zu welch schlimmen Dingen diese Kreaturen fähig waren.

Das wußte auch Abandur. Nicht umsonst gehörte diese Nacht und auch die nächsten Stunden ihm.

Er würde Jane Collins beweisen, wie Hexen feiern konnten, und er drehte sich zu seinen Gästen um, wobei er mit lauter Stimme rief: »Ich habe euch bewiesen, wie man es macht, meine Freunde. Kommt alle her, versammelt euch und zeigt unserer neuen Freundin, daß wir nichts verlernt haben...«

Bevor der Jubelschrei gegen den düsteren Himmel brandete, geschah etwas anderes.

Nicht auf dem Bluthügel, sondern ein Stück von ihm entfernt, schwang eine schrille, laute und unheimliche Melodie durch die Nacht.

Von einer Sekunde zur anderen rührte sich Abandur nicht mehr. Seine Gestalt war eingefroren. Er schaute in die Richtung, aus der die Melodie aufklang und mit einem fast kreischenden Mißton verstummte.

Auch vor seiner Antwort vergingen noch einige Sekunden. Dann aber keuchte er: »Feinde, das sind Feinde. Wir müssen sie vernichten!«

Es war einfach zu schnell gegangen, wir hatten uns auf mehrere Dinge gleichzeitig konzentrieren müssen, so war es dem weißhaarigen Schlangenträger gelungen, die ersten schrillen Laute aus seiner Gebeinflöte zu produzieren.

Er stand vor uns. Die Schlangen auf seinem Körper, bewegten sich, sie stellten sich, wir sahen ihre Köpfe und dazwischen das verzerrte Gesicht des Weißhaarigen, der das Mundstück seiner Gebeinflöte gegen die Lippen preßte.

Ich glaubte nicht daran, daß er nur eine Melodie spielen wollte. Da war etwas anders. Wahrscheinlich wollte er seine Artgenossen auf dem Bluthügel warnen.

Suko kümmerte sich um den Mann mit den Schlangen, ich schaute zum Hügel hin und erkannte, daß man dort aufmerksam geworden war.

Jane war auf den Thron zurückgedrückt worden, aber Abandur stand vor ihr und schaute über das wattige Nebelmeer hinweg.

Das schrille Geräusch verstummte, weil Suko eingegriffen hatte. Mit

der Dämonenpeitsche hatte er zugeschlagen, aber nicht den weißhaarigen Totenpfeifer erwischt, dafür drei Schlangen, die sich uns entgegenringelten.

Ich hörte noch das Klatschen, sah die wilden Bewegungen der Körper. Die Schlangen schnellten in die Höhe, wuchsteten sich auch im Halbkreis auf uns zu, aber sie erreichten uns nicht mehr, denn die Magie der Peitsche war zu stark.

Die Schlangen verdorrten. Sie wurden zu schwarzgrauen Gebilden, und in das dunkle Gesicht des Weißhaarigen trat ein Ausdruck des Schreckens. Er wußte plötzlich, daß wir ihm überlegen waren, machte auf dem Absatz kehrt, um zu verschwinden, das ließen wir nicht zu.

Wieder erwischte ihn Suko.

Diesmal im Rücken.

Der Totenpfeifer bekam den Schlag voll. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Plötzlich begann er zu zittern, dabei drehte er sich noch, wir sahen sein Profil und erkannten gleichzeitig den hellen Rauch, der aus seinen Wunden drang.

Dann brach er zusammen.

Er tauchte ein in den Nebel und konnte beim besten Willen nicht mehr gesehen werden.

Nur einmal kam er noch hoch. Es war nur mehr seine Hand, deren Finger sich mit einem letzten Muskelzucken streckten, zur Faust zusammenballten und auch so wieder verschwanden.

»Der hat ausgepiffen«, sagte Suko.

Ich nickte. »Leider nicht die anderen.«

»Verdammt, an die habe ich nicht mehr gedacht.« Suko drehte sich um. Wir beide schauten auf den Bluthügel, wo die dämonischen Gäste dieses Hexen-Polterabends aus ihrer guten Stimmung gerissen worden waren, denn sie schauten in unsere Richtung.

»Frontaler Angriff?« fragte Suko.

»Von uns oder von ihnen?«

»Sicherlich von ihnen.«

»Wir sollten unsere Chance nutzen«, sagte ich.

»Welche denn?«

»Es kommt mir vor, als wären sie überrascht. Das sollten wir ausnutzen und versuchen, Jane vom Hügel zu holen.«

»Ich bin dabei.«

»Okay, dann decke du mir den Rücken. Ich gehe vor. Ich hole sie da raus...«

»Und Abandur?«

»Den schicke ich dorthin, wo er hingehört.«

Natürlich würde ich nicht wie ein Söldner schießend und kämpfend den Hügel stürmen. Um gegen Dämonen anzugehen, mußte man raffiniertere Methoden anwenden. Dabei war es wichtig, Abandur zu

stellen. Wenn er nicht mehr existierte, würden auch die anderen vergehen.

Auf dem Hügel herrschte plötzlich Unruhe. Ich vernahm Abandurs Stimme, die über den Nebel zu mir hinwegwehte. Er hetzte seine Helfer auf, die allerdings nicht den Hügel hinabkamen, sondern uns erwarteten. Sie hatten genau gesehen, welches Ziel wir einschlugen.

Ich hielt mein Kreuz versteckt. Diese Dämonen gehörten der Hölle an, und es gibt nichts Schlimmeres für Asmodis und seine Geschöpfe als der Anblick des Kreuzes.

Das wollte ich auch hier beweisen.

Der Hexenmeister fühlte sich sicher. Er dirigierte seine Helfer noch, so daß sie sich rechts und links vor ihm aufbauten, er ein wenig vortrat und wie ein Feldherr wirkte, der seine starke Armee im Rücken wußte.

Den unteren Rand des Hügels hatten wir bereits hinter uns gelassen und stiegen die schräge Ebene hoch. Wir kamen aus dem Nebel wie Geister, doch unsere Gegner ließen sich durch einen gespenstischen Anblick nicht abschrecken, sie waren selbst schrecklich genug.

Abandur kam mir noch größer vor. Er schaute auf mich herab, tat nichts, stand da in Siegerpose und hatte seine Hände in die Hüften gestützt, wo das Fell aufhörte.

Auf mich machte er einen widerlichen Eindruck. Trotz der Glätte des Gesichts kam es mir häßlich vor, in seiner Breite und mit den wulstigen Lippen. Wenn ich mir vorstellte, daß sich diese braunen Schläuche auf Janes Mund gepreßt hatten, drang in mir der reinste Zorn hoch.

Seine Helfer waren nicht allein Hexen, auch andere schlimme Geschöpfe. Monstren, wie sie nur die Hölle erschaffen konnte. Wahrscheinlich hatten sie vor langer Zeit als Hexen mit diesen Kreaturen auf dem Bluthügel gebuhlt.

Leider verdeckte mir der breite Körper des Hexenmeisters die Sicht auf Jane Collins. Ich konnte nur ihre Beine sehen. Sie saß noch immer auf dem bleichen Knochenthron.

Abandur grinste. Er fühlte sich sicher. Neben ihm bewegte sich ein schleimiges Wesen, das mich an einen Ghoul erinnerte. Es besaß ein quallenhaftes Aussehen. Das Innere des Körpers war durch rote Blutfäden gezeichnet, die ein Muster bildeten und kreuz und quer liefen.

Am oberen Rand des Hügels blieb ich stehen. Abandur nickte mir entgegen. »Willkommen, John Sinclair, und willkommen Suko. Ich muß euch gratulieren, ihr habt es tatsächlich geschafft, den Mordanschlägen zu entweichen.«

»So gut war dein Plan auch nicht.«

Abandur lachte auf mich nieder. »Aber er hat funktioniert.

Wunderbar sogar. Zwar lebt ihr noch, doch ihr habt den Fehler begangen und seid zu mir gekommen. Das ist nicht gut, kann ich euch sagen. Überhaupt nicht gut. Es gleicht einem Selbstmord. Schaut euch um. Ich habe genügend Helfer, die nur darauf warten, euch zu vernichten.«

»Vielleicht hilft uns Jane Collins!« behauptete ich provozierend.

Mit dieser Bemerkung hatte ich Abandur aus der Fassung gebracht. Er schüttelte einige Male den Kopf, lachte dröhnend und trat dann zur Seite, um Suko und mir Platz zu schaffen.

»Da!« rief er. »Schau sie dir an, bevor wir dich zerreißen. Du kannst sie sehen, du...«

»Schon gut.«

Ich war einen Schritt vorgegangen, stand jetzt mit beiden Beinen auf der ebenen Fläche der Hügelkuppe und konnte frei auf den aus Knochen errichteten Thron blicken.

Dort saß Jane.

Und sie sah aus wie immer. Vielleicht ein wenig bleich und mitgenommen. Sie hatte die Lippen verzogen, dennoch wollte ich nicht glauben, daß es ein Lächeln war, mit dem sie mich begrüßte, da ich nicht einmal wußte, ob sie mich auch wahrgenommen hatte, denn ihr Blick zeigte eine gewisse Leere und war nach innen gekehrt.

Ich hatte sie eigentlich ansprechen wollen, wußte aber, daß es einer Blamage hätte gleichkommen können und lauschte statt dessen auf die Stimme des Hexenmeisters. »Sieh sie dir an, Sinclair. Sieh sie dir genau an. Sie ist es und sie ist es nicht. Glaubst du, daß sie noch einmal zu dir zurückkehren wird. Sie hat meinen Kuß empfangen, ich bin durch sie gestärkt worden. Ich habe ihr etwas geraubt, das die Menschen zu allen Zeiten liebten, die Schönheit. Ihre Schönheit habe ich an mich gerissen, sie erhält mich am Leben.«

So ganz traute ich den Worten nicht. »Kann ich zu ihr?« fragte ich und hörte gleichzeitig Sukos warnende Stimme hinter mir.

»Gib acht, John...«

Abandur hatte heute seinen großzügigen Tag. Er streckte einen Arm aus und wies auf den Thron.

Seine Finger waren übernatürlich lang. Die Nägel zeigten eine matte Lackierung.

»Bitte sehr, Sinclair. Jeder Verurteilte hat einen letzten Wunsch. Auch ich will ihn dir nicht ausschlagen. Geh zu ihr und schau dir an, daß sie nicht mehr auf deiner Seite steht. Aber eines möchte ich dir noch sagen. Du bist sicherlich gekommen, um mich zu vernichten. Bitte, du kannst es versuchen. Nur möchte ich dich über eine Sache aufklären. Wenn du mich tötest, vernichtest du gleichzeitig meine Diener und Freunde. Jane Collins gehört auch dazu...«

Mit dieser Erklärung hatte ich zwar irgendwie gerechnet, weil die schwarzmagische Seite noch immer einen Trumpf in der Hinterhand hielt, aber ich hatte doch auf Janes Widerstandskraft vertraut.

War sie endgültig gebrochen worden?

»Nun, Sinclair?«

»Ich weiß nicht, ob du geblufft hast, Abandur. Ich werde trotzdem zu ihr gehen.«

»Bitte.«

Ich ging an ihm vorbei. Den Rücken würde mir Suko decken, auf ihn konnte ich mich verlassen.

Nicht nur Jane befand sich im Widerschein des Feuers, auch ich geriet hinein, und das Licht der brennenden Schädel floß über mein Gesicht.

Wärme spürte ich dabei nicht. Es mußte ein Feuer aus einer anderen Dimension sein, von dem ich überstrahlt wurde.

Vor dem Knochenstuhl blieb ich stehen. Das bleiche Gebein war zusammengeleimt worden. Es sah sogar ziemlich stabil aus. Unter Janes Gewicht brach es nicht zusammen.

Ich schaute auf sie nieder.

Sie rührte sich nicht. Das Gesicht war von einem matten Schweißfilm bedeckt.

Sie hielt die Lippen zusammengepreßt. Die Haut spannte sich über ihre Knochen, Jane sah erschöpft und schlecht aus. Dieser verfluchte Kuß mußte in ihrem Körper etwas ausgebrannt oder verändert haben.

Da ich mich gebückt hatte, spürte ich auch den Wind, der über meinen gekrümmten Rücken strich.

Es war wie ein kaltes Streicheln, so ähnlich wirkten auch meine sanften Worte, mit denen ich Jane Collins ansprach.

»Hörst du mich, Jane?« hauchte ich. »Kannst du mich hören?«

Sie zuckte zusammen, mehr geschah nicht. Ich bekam keine Antwort, nicht einmal ein Nicken.

»Jane! Ich bin es, John.«

Diesmal hatte ich das Gefühl, als würden sich ihre Augenbrauen zusammenziehen und sich auf der Stirn ein Faltenmuster bilden. Ich beugte mich noch weiter nach vorn, weil ich nicht wollte, daß meine Gegner die folgenden Worte hörten.

»Bist du tatsächlich eine von ihnen? Wirst du sterben, wenn ich Abandur vernichte?«

Sie zwinkerte mir zu. Es war nur mehr ein Reflex des rechten Augenlides, mehr nicht. Eine Antwort hatte ich nicht bekommen.

»Kannst du nicht reden?«

Sie starrte mich an, öffnete die Lippen, jetzt hoffte ich auf eine Antwort, aber sie hielt die Worte noch immer zurück. Vielleicht fiel es ihr einfach zu schwer, sie auszusprechen.

»Gehörst du jetzt ihm?«

Womit ich schon nicht mehr gerechnet hatte, trat ein. Jane gab eine Antwort. »Ich weiß es nicht.«

»Er hat dich geküßt?«

»Ja...«

»Was geschah dabei?«

»Ich... ich erinnere mich kaum. Ich sah in eine Welt, ich spürte, wie er etwas aus mir herausnahm, glaube ich. Luzifer, Lilith... ich konnte sie erkennen.« Jane hob eine Hand an und bekam mein Gelenk zu fassen. »John!« Plötzlich klang ihre Stimme wieder klar, und auch der Blick hatte sich verändert. »John, ich möchte dich bitten, zu gehen. Es ist besser für dich. Laß mich. Sie... sie haben mich zurückgeholt. Ich bin jetzt eine von ihnen...«

Obwohl mir ein Kloß in der Kehle saß und mich der Haß auf Abandur überkam, behielt ich mich unter Kontrolle. »So sehe ich es nicht, Jane. Ich bin gekommen, um dich zurückzuholen.«

»Als Feindin?«

»Bist du das tatsächlich?«

Ihre Augen bekamen einen unsagbar traurigen Ausdruck. »Ich kann es dir nicht sagen. Er hat mich geküßt. Es war... weißt du, ich konnte mich nicht dagegen wehren, weil ich den Trank zu mir genommen habe. Bevor ich den Thron einnahm, mußte ich ihn zu mir nehmen. Er hat vieles in mir verändert und mich auch auf gewisse Dinge vorbereitet, die ja inzwischen eingetreten sind.«

»Aber jetzt siehst du wieder alles klar?«

Sie nickte leicht. »Ja, das glaube ich. Du hast mir wohl die Augen geöffnet. Ich weiß, in welcher Lage ich mich befinde, aber ich will dagegen ankämpfen und kann es nicht. Noch einmal, John. Wen die andere Seite einmal in den Klauen hatte, so wie mich, den läßt sie auch nicht mehr los. Da kannst du sagen, was du willst. Das Problem ist auch für einen Mann wie dich zu groß.«

Ich strich mit einer sehr zärtlichen Bewegung über ihr Haar. »Es tut mir leid, Jane, aber ich bin anderer Meinung.«

»Das weiß ich.«

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Was ich jetzt noch tat, das war reines Handeln, keine Gespräche mehr, keine Erklärungen.

Ich drehte mich ein wenig nach links, während ich den Körper hochdrückte, und ließ dabei meine rechte Hand in der Tasche der dünnen Lederjacke verschwinden.

Meine Finger umklammerten das Kreuz.

Ich hob den Kopf an. Sie standen da wie auf einer Bühne und genossen ihren Auftritt. Es fehlte nur eben der Beifall.

Abandur hielt seine Arme vor der Brust verschränkt. Sein Blick war kalt und grausam. Die Augen wirkten stechend, als wollte er mich

durchbohren.

Suko hielt sich eine Armweite entfernt auf. Man hatte ihm sogar die Dämonenpeitsche gelassen. Sie zeigte nach unten, die drei Riemen breiteten sich auf dem Boden aus.

Er bewegte nur kurz seine Augenlider und gab mir damit ein Zeichen, das ich verstand.

Suko würde kämpfen, wenn es darauf ankam. Aber ich wollte mit den Monstren und Hexen nicht aufräumen, für mich war einzig und allein Abandur wichtig.

Wenn ich ihn schaffte, war auch das andere Problem gelöst. So hatte er es selbst gesagt.

Noch gab er sich wie der große Sieger und Herrscher von allen, als er mich fragte: »Na, habe ich dir zuviel versprochen? Diese Jane Collins steht unter meinem Einfluß. Ich habe sie zurückgeholt in meine, in unsere Welt. Die Hölle gibt nichts verloren.«

»Das sagst du. Schon einmal hat sie bei ihr eine Ausnahme gemacht. Ich holte Jane zurück, und ich bin fest entschlossen, es wieder zu tun.«

»Wie denn?« schrie er. »Hast du vergessen, was ich dir sagte?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber ich gehe dieses Risiko voll ein. Ich könnte es niemals vertragen, Jane Collins in den Klauen des Bösen zu wissen. Und dies für alle Zeiten.«

»Du bist verrückt. Willst du sie töten?«

»Wäre es nicht besser, als sie im Kreise der Hexen zu wissen und immer damit rechnen zu müssen, daß auch sie tötet. Dies habe ich schon einmal erlebt, als sie als grausamer Henker auf eine Mordtour ging. Ein zweites Mal kommt es nicht in Frage.«

Meine Worte hatten den Hexenmeister hart getroffen. Es war zu sehen, wie seine Sicherheit allmählich abbröckelte. Er wußte nicht, was er erwidern sollte.

Deshalb sprach ich weiter und hob meine Stimme auch an. »Aus diesem Grunde, Abandur, setze ich alles auf eine Karte. Es gibt nur Sieg oder Niederlage, sprich Tod!«

Bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte ich meine rechte Hand aus der Tasche gezogen.

Plötzlich starrte er das Kreuz an, das aus meiner Faust ragte. »Damit beende ich deine Existenz, Abandur!« schrie ich ihn an...

Ein Schrei hallte über den Hügel. Der Schrei war aus zahlreichen Kehlen gedrungen, denn nicht nur Abandur sah das Kreuz, auch seine Helfer starrten es an.

Sie wußten Bescheid!

Diese Monstren gehörten zu den Dienern der Hölle, für die die Kraft des Kreuzes absolut tödlich war. Und ich sah auch, daß mein Talisman

das Böse bereits registriert hatte.

Ein zuckendes, schleierartiges Licht umgab die Umrisse. Suko hatte die Peitsche erhoben, schlug aber nicht zu, sondern behielt die Hexen und Monstren im Auge.

»Nun?« fragte ich.

Abandur zog sich zurück und machte sich dabei noch kleiner. »Du... du willst es also versuchen?«

»Natürlich, ich habe noch nie geblufft!«

»Bist du dir über die Folgen im klaren? Du weißt, daß du Jane Collins töten wirst. Es ist dein Mord, es ist...«

»Ich lasse es darauf ankommen.« Jetzt hätte er eigentlich den Befehl an seine Kreaturen zum Angriff geben müssen, das tat er nicht, weil er selbst Angst bekam, die Höllengeschöpfe dies merkten und starr auf ihren Plätzen blieben.

»Du bist nicht so mächtig!« flüsterte ich und folgte ihm blitzschnell, als er sich zur Seite drehte. Ich hatte damit gerechnet, daß er den Hügel hinabspringen wollte, aber er wuchtete sich auf den Knochenthron zu und duckte sich für einen Moment hinter dessen Rückenlehne zusammen, bevor er wieder in die Höhe sprang und mit beiden Händen nach den Gebeinstangen der Flammenschädel griff und sie aus der Halterung zog.

»Höllenfeuer!« brüllte er und schlug zu...

Einem Schädel konnte ich durch eine knappe Drehung entweichen, aber der zweite traf mich. Er rasierte an meinem rechten Ohr entlang, bevor er mir auf die Schulter hieb, dort aber nicht zersplitterte, weil er einfach zu hart war.

Ich hörte das Lachen, des Hexenmeisters, dann sah ich sein Gesicht verzerrt und verschwommen, weil sich der Ring des Feuers vor meine Augen gelegt hatte.

Ich wollte nicht, daß er mich verbrannte und stieß das Kreuz in den Flammenring.

Das triumphierende Lachen des Hexenmeisters verstummte, als er das Zischen vernahm, mit dem das Kreuz dieses unheimliche Feuer löschte. Jetzt war der Weg frei.

Nur dachte Abandur nicht im Traum daran, aufzugeben. Er besaß noch den zweiten Flammenschädel, setzte damit zu einem Rundschlag an, und ich zog den Kopf ein, so daß ich nicht getroffen wurde.

Sein Fluchen schallte mir entgegen. Er war plötzlich wie von Sinnen, zeigte jetzt sein wahres Gesicht und wuchtete über den Knochenthron hinweg.

Er schaffte es nicht ganz. Möglicherweise fiel ihm auch im letzten Augenblick ein, welch eine starke Waffe ich ihm entgegenhielt,

jedenfalls stoppte er die Wucht und knallte auf die knöchernen Rückenlehne der Bank, die dieses Gewicht nicht aushielt.

Unter der Wucht zerbrach sie in zahlreiche Teile. Auch Jane Collins wurde in Mitleidenschaft gezogen. Sie konnte sich nicht mehr halten, die alten Knochen knickten einfach weg wie dünne Streichhölzer, und Jane blieb innerhalb des Knochenhaufens liegen.

Ihr erging es nicht anders als dem großen Hexenmeister. Ich bückte mich, riß ihm die Fackel aus der Faust, drehte mich und schleuderte sie im hohen Bogen weg.

Sie flog auf seine wartenden Diener zu, die nicht schnell genug ausweichen konnten, von dem Feuer erwischt wurden, aber nicht verbrannten.

Abandur kam wieder hoch.

Er wollte mich dabei packen, aber ich war schneller. Plötzlich erstarrte er mitten in der Bewegung.

Er kniete vor mir, hielt den Kopf erhoben, und sein Gesicht war nur mehr eine Maske der Angst.

Mit beiden Augen stierte er das Kreuz an!

In diesem Augenblick mußte er einfach das Gefühl haben, zu verlieren. Es ging nicht anders, er zuckte zusammen, er jaulte und jammerte, begann zu flehen und wollte wegkriechen.

All die Erbärmlichkeit und Widerlichkeit seines dämonischen Lebens kam hier voll zum Ausbruch.

Dieser Hexenmeister bestand nur mehr aus der reinen Angst.

Er wußte nicht, was er noch anstellen sollte. Es gab keinen Platz zum Ausweichen, ich war immer schneller.

Auch seine Kreaturen spürten, was ihre Stunde geschlagen hatte. Sie griffen uns nicht an, dafür heulten und schrieten sie um die Wette. Es waren furchtbare Geräusche, Laute, die wie ein schriller Sturmwind über das Land wehten und für menschliche Ohren kaum hörbar waren.

Die drei Hexen hielten sich umschlungen und heulten sich ihre Angst gegenseitig ins Gesicht. Sie trampelten, sie wollten weg, behinderten sich aber, und dieses dicke, quallenartige Monstrum schob sich noch weiter vor.

Ich machte dem Spuk ein Ende.

Als Abandur sich wieder soweit gefangen hatte, daß er in die Höhe schnellen konnte, da griff ich ein.

Diesmal konnte er dem Kreuz nicht ausweichen.

Er sah es dicht vor seinem Gesicht, brüllte noch einmal auf, wobei plötzlich stinkender Schwefeldampf aus seinem Mund quoll, dann hatte ich ihn erwischt.

Der Schrei endete abrupt und wurde von einem anderen abgelöst.

Ein Frauenschrei.

»Mein Gott, Jane!« hörte ich Suko brüllen, drehte mich um und sah, wie mein Freund auf die Detektivin zuhetzte.

Sie brannte lichterloh!

Mir blieb das Herz stehen. In den folgenden Sekunden war ich wie gelähmt. Es interessierte mich nicht, daß der Hexenmeister verging und daß sich seine Kreaturen dabei unter lautem Heulen und Wehklagen in Rauch und Asche auflösten, für mich brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen.

Hatte ich Jane getötet?

Suko war bei ihr. Er warf sich mit einem Hechtsprung über sie. Noch mehr Knochen brachen unter dem Gewicht beider Menschen zusammen, aber ich sah, daß er es schaffen würde.

Nicht Jane Collins brannte, es war das Kleid, das in Flammen stand!

Suko hatte die Dämonenpeitsche fortgeschleudert, um beide Hände frei zu haben. Er packte die lodernden Fetzen und schleuderte sie weg. Als brennende Fahnen torkelten sie durch die Dunkelheit der Nacht und verglühten auf dem Boden, wo ihre dünnen Aschereste vom Wind erfaßt und weggeweht wurden.

Suko kniete noch immer neben ihr. Er winkte mir dabei zu, und ich ging wie ein Schlafwandler zu Jane und Suko hin.

Neben ihnen blieb ich stehen.

Sie lag auf dem Rücken und trug nicht mehr am Leibe als ihren Slip. Ihre Augen standen offen, und sie schaute mich, soweit ich das erkennen konnte, mit einem klaren Blick an.

Ihr Körper war makellos. Kein einziger Brandfleck malte sich auf ihrer hellen Haut ab. In der Tat hatte nur das Kleid Feuer gefangen, Jane selbst war verschont geblieben.

»Ich bin okay, John«, sprach sie wie ein Automat, und ein Lächeln zuckte um ihren Mund.

Auch ich lächelte. Gleichzeitig zog ich meine Jacke aus. Suko half Jane auf die Beine.

Zitternd blieb sie zwischen uns stehen und bekam meine Jacke über die Schultern gehängt.

»Bis zum Auto muß es reichen«, sagte ich.

»Das wird es schon.« Ein Schauer rann durch ihren Körper, dann wischte sie über ihre Stirn und hob den Kopf, um sich auf dem Hügel umzuschauen.

Der Bluthügel war leer.

Es gab weder einen Knochenthron noch irgendwelche Hexen oder Monstren. Abandur hatte nicht gelogen. Mit seiner Vernichtung war der böse Höllenspuk beendet.

Ich ging dorthin, wo er liegen mußte. Nicht einmal Reste sah ich von

ihm.

Möglicherweise war es auch zu dunkel, um die schwarze Asche erkennen zu können.

Suko und Jane erwarteten mich. Die Detektivin hatte sich eng gegen den Inspektor gepreßt. Der Nebel war auch verschwunden, und wir konnten bis zum Wald hin schauen.

»Das ist es also gewesen«, sagte ich und schüttelte den Kopf, weil ich es noch immer nicht begreifen konnte.

»Nur war es kein Traum«, fügte Suko hinzu.

Meine nächste Frage richtete ich an Jane. »War es das wirklich nicht, Mädchen?«

»Leider nein, John.«

»Dann laßt uns gehen.«

Im Kofferraum des Rover fanden wir noch eine wärmende Decke, die ich Jane überhängte. Suko wollte fahren, ich hatte mich neben Jane auf den Rücksitz gesetzt.

Sie drückte sich bis gegen die Tür, als hätte sie Furcht davor, von mir berührt zu werden.

»Was ist los?«

»Ich fühle mich nicht gut.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sprach ich gegen das Geräusch des Gebläses an. »Willst du erzählen, wie es gewesen ist?«

»Hat es Sinn?«

»Möglicherweise schon. Es gibt Situationen, wo eine Aussprache alles leichter macht.«

Jane starrte gegen die Scheibe. Sie sah, ebenso wie ich, die huschenden Bäume. »Ja, das schon«, murmelte sie. »Ich würde ja auch gern vergessen, doch es war zu schlimm.«

Als ich meinen rechten Arm zur Seite hin ausstreckte und sie berührte, schrak sie zusammen. »Bitte, John.«

»Was hat er mit dir gemacht?« fragte ich. »Was hat dir Abandur angetan?«

»Hast du es nicht gesehen?«

»Schon...«

»Es war alles, John. Nicht erst seit gestern oder vorgestern spürte ich, daß sie mich auf ihrer Liste hatten. Es ging schon seit Wochen so. Meistens erschien er mir in den Träumen und sprach von einer Rückkehr. Weißt du, er wollte mich holen, denn er machte mir klar, daß ich trotz allem noch zu ihnen gehöre und der Teufel eine Seele nie verloren gibt. Besonders nicht eine wie meine.«

»Du hast dich nicht dagegen gewehrt?«

»Vielleicht war die andere Kraft einfach zu stark.«

»Du hättest uns einschalten können.«

Da lachte Jane auf und legte ihren Kopf nach hinten. »Euch einschalten, das sagt sich so leicht. Meine Güte, ihr hattet so viel zu tun. Denk doch nur an die letzten Fälle, die hart genug waren. Alles keine Spaziergänge. Außerdem wollte ich mit diesem Problem allein fertig werden. Zu Beginn habe ich mich noch stark gefühlt, später dann...« Sie verstummte und hob die Schultern. »Da merkte ich, daß eine andere Kraft die Oberhand über mich gewann. Es war eine Macht, die ich noch von früher her kannte. Glaube mir, John, ich weiß, wovon ich rede. Ich habe damals ihre volle Härte zu spüren bekommen.«

»Deshalb hättest du dich an uns wenden müssen!«

Jetzt schaute sie mich an. »John, das ist vorbei. Es ist auch alles andere vorbei, begreifst du?«

»Ja, zum Glück.« Ich setzte mich schräg und streckte dabei meine Beine aus, so gut es ging.

Inzwischen sahen wir schon die Lichterkulisse der Millionenstadt London. Wir fuhren direkt auf sie zu. Sie kam mir vor wie ein gewaltiger Schlund, der im Prinzip dunkel, aber angefüllt mit zahlreichen blitzenden und blinkenden Augen war, die uns entgegenstarrten und nur darauf warteten, daß wir zu ihnen kamen.

Ich schielte Jane von der Seite her an.

Sie machte einen müden, deprimierten Eindruck und schien mir auch gleichzeitig sehr nervös zu sein. Manchmal strich sie fahrig über ihr Haar, lauschte nach innen, als würde sie dort gewissen Stimmen nachlauschen.

Sorgenfrei würde ich in nächster Zukunft nicht mit ihr umgehen können, das stand fest.

»Wo fahren wir eigentlich hin?« fragte sie plötzlich.

»Zu Lady Sarah.«

»Ja, ist gut.« Dann wechselte sie das Thema. »Hast du eigentlich meinen Brief erhalten?«

»Man gab ihn mir.«

»Er war ernst gemeint.«

»Unter den damaligen Umständen bestimmt.«

»Das ist richtig, John, nur haben sich die Umstände nicht geändert, obwohl es so aussieht.«

»Das mußt du mir näher erklären.«

»Ich stehe immer noch dazu.«

»Das heißt, ich soll mit Glenda glücklich werden und an dich denken?«

»So ähnlich habe ich es mir gedacht.«

Ich ließ einige Sekunden verstreichen, bevor sie meine Antwort bekam. »Jane, das ist keine Lösung. Wir haben bisher einen

Kompromiß gefunden und werden ihn weiter fortführen.«

»Das geht nicht mehr.«

»Und weshalb nicht?«

Sie hob die Schulter, die Decke verrutschte ein wenig. Sie zog sie sofort wieder hoch. »Ich kann es dir jetzt nicht erklären, John. Vielleicht später einmal.«

»War es Abandur?«

»Auch...«

Ich wurde sehr nachdenklich. So wie jetzt hatte ich Jane in der letzten Zeit nicht mehr erlebt. Irgend etwas war noch geschehen, von dem ich nichts wußte. Da sie aber nicht wollte, daß ich nachfragte, tat ich dir auch den Gefallen und schwieg.

Da wir bereits durch London fuhren, fiel auch das Licht der Straßenlaternen in den Wagen und streifte unsere Gesichter. Janes Gesicht wirkte dabei noch bleicher. Zudem hatte es etwas Maskenhaftes, Starres an sich. Sie saß zwar neben mir, ebensogut hätte ich einen Stein auf den Sitz drücken können, es hätte kaum einen Unterschied gemacht.

Ich war fest davon überzeugt, daß Lady Sarah noch wach war. Vielleicht hatte Glenda ebenfalls gewartet. Mitternacht war längst vorüber, London atmete aus, einige Ruhestunden lagen vor der Stadt, aber schon bald würde der Trubel wieder beginnen.

Ich hatte nicht damit gerechnet, den Fall so schnell lösen zu können. Manchmal muß man eben nur eine gewisse Konsequenz zeigen, um auch voranzukommen.

»So, da wären wir!« meldete sich Suko und ließ den Wagen direkt vor Lady Sarahs Haus ausrollen.

Parkplätze gab es um diese Zeit immer.

Mein Freund stieg aus, ich verließ ebenfalls den Wagen und schaute über den Vorgarten hinweg, wo ich hinter den Fenstern noch Licht schimmern sah. Demnach war Lady Sarah noch nicht zu Bett gegangen. Auch mußte sie das Schlagen der Wagentüren vernommen haben, denn die Haustür öffnete sich in dem Augenblick, als ich Jane dabei half, aus dem Rover zu steigen.

Die Nacht war sehr kühl geworden, zu kühl für die Jahreszeit, und Jane fror wieder.

Ich legte meinen Arm um sie, als ich das kleine Tor aufstieg und sie durch den Vorgarten auf die Haustür zuführte.

»Jane, Himmel, was ist geschehen?« Lady Sarah rang die Hände und hörte meine beruhigende Antwort.

»Keine Sorge, sie ist schon in Ordnung.«

»Aber warum fehlen ihre Kleider?«

»Das erklären wir dir später.«

Lady Sarah gab den Weg frei. Dann drückte sie Jane an sich und gab

ihr zu verstehen, wie froh sie war, sie endlich wieder im Haus zu haben. »Aber komm nach oben, du mußt dich noch umziehen, Mädchen, sonst holst du dir noch den Tod.«

Sarah Goldwyn begleitete die Detektivin nach oben, während Suko und ich den Wohnraum betraten und uns aufatmend in zwei Sessel fallen ließen. »Das war hart«, sagte Suko und wischte über seine Stirn.

»Was meinst du damit?«

»Alles, auch die letzte Sache mit Jane. Ich habe euch zugehört. Sie scheint noch nicht richtig in Ordnung zu sein.«

»Das ist der Schock.«

»Hoffentlich.«

Ich stand auf, weil ich wußte, wo ich den Whisky finden konnte. »Wieso, vermutest du mehr dahinter?«

»Keine Ahnung, John, noch nicht.«

»Auch einen?«

»Nein danke, ich muß uns ja noch nach Hause fahren. Aber trink du einen Doppelten.«

»Und mir gibst du auch einen, John«, sagte Lady Sarah, die soeben das Zimmer betrat.

»Gern.«

Ich gab ihr das Glas, wir prosteten uns zu, ich trank und schloß dabei die Augen. Jetzt ging es mir wieder besser. Immer wenn ich bei Sarah Goldwyn war, hatte ich das Gefühl, auf einer Insel der Geborgenheit zu leben. Hier fühlte ich mich wohl. Auch jetzt merkte ich, wie die Spannung nachließ.

»Jane hat sich sofort hingelegt«, sagte Sarah. »Sie wollte nicht mehr zu uns kommen.«

»Das kann ich verstehen.«

Die Horror-Oma setzte sich mir gegenüber. »Mal ehrlich, John, ist etwas mit ihr?«

»Ich habe keine Ahnung. Sie hat Schlimmes hinter sich. Es grenzt an ein kleines Wunder, daß wir es trotz allem geschafft haben, sie aus dieser Hölle herauszuholen.«

»Was genau?«

In Stichworten lieferte ich meinen Bericht ab und schaute dabei in ihr ernstes Gesicht.

»Ja, das kann einen Menschen schon mitnehmen. Dabei habe ich gedacht, daß alles vorbei wäre.«

»Möglicherweise ist es das auch. Ich rechne damit, daß morgen alles anders aussieht. Dann kommen wir vorbei und reden.«

»Das wird am besten sein.«

Ich leerte mein Glas und stand auf. Auch Suko erhob sich. »Ihr könnt auch hier übernachten«, sagte Lady Sarah.

»Nein, keine Umstände, wir sprechen uns morgen. Und hilf Jane ein

wenig, klar?«

»Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Wir verabschiedeten uns mit einem Kuß auf die Wangen und fuhren los.

Diesmal saß ich neben Suko auf dem Beifahrersitz. Ihm fiel auch ein, wie müde und abgespannt ich war. »Was hast du, John? Stimmt etwas nicht mit dir?«

»Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, daß uns noch etwas bevorsteht.«

»Mit Jane?«

»Möglich...«

Am nächsten Morgen trafen wir mit einer halben Stunde Verspätung im Büro ein, wo Glenda Perkins bereits auf uns wartete und auch schon Sir James. Er kam in unser Office, wollte natürlich erfahren, wie die vergangene Nacht abgelaufen war und atmete auf, als er hörte, daß wir Jane gerettet hatten.

»Und dabei haben sie alles versucht«, sagte Glenda leise. »Sogar ich hatte sterben sollen.«

»Das klappte ja glücklicherweise nicht«, erwiderte ich und begann zu lächeln.

»Meinen Sie denn, John, daß die Hölle jetzt aufgegeben hat?«

Ich drehte die Kaffeetasse. »Ich kann Ihnen keine konkrete Antwort geben, Sir, nur hoffen.«

»Was sagt Ihr Gefühl?«

»Nichts.«

»Tatsächlich?«

»Nun ja, ich möchte erst konkreter werden, wenn ich mit Jane geredet habe. Ich versprach Mrs. Goldwyn, heute noch zu ihr zu kommen.«

»Wann?«

»Eigentlich wollte ich gleich fahren. Jane wird jetzt ausgeschlafen sein, nehme ich an.«

»Gut, dann...«

Das Telefon läutete, ich hob ab, weil ich sehr nahe am Apparat saß, und kam erst gar nicht dazu, meinen Namen zu sagen, weil sich Lady Sarah meldete.

»John, du mußt kommen - sofort! Komm!« Mehr sagte sie nicht und legte auf.

Ich saß da wie aus Stein und war wachsbleich im Gesicht geworden. Die anderen schauten mich an.

»Was ist geschehen?« fragte Sir James.

»Das war Sarah Goldwyn.« Ich stand schon auf. »Sie will, daß ich

sofort zu ihr komme.«

»Dann ist was mit Jane«, sagte Suko.

»Das befürchte ich auch.«

»Ich fahre mit.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Glenda und Sir James blieben zurück.

»Ich hatte es geahnt!« flüsterte ich später im Wagen. »Ich habe es verdammt geahnt.«

»Du weißt ja nicht, was vorgefallen ist.«

Hart winkte ich ab. »Spaßig wird es bestimmt nicht sein.«

Ich klemmte Blaulicht und Sirene auf das Dach des Dienstwagens und jagte los. Beides räumte uns den Weg einigermaßen frei. Trotz der Verkehrsdichte schafften wir die Strecke in Rekordzeit. Da wir diesmal keinen Parkplatz fanden, stellte ich den Rover quer auf den Gehsteig. Diesmal stand Sarah Goldwyn schon in der offenen Haustür, bevor wir ausgestiegen waren.

Sie empfing uns mit einem Blick, der mich wie ein Schock traf. In ihren Augen standen Trauer, Verzweiflung und Angst. Auch ich wurde totenbleich, hinter mir atmete Suko schnaufend. Mir wollte die Frage nicht über die Lippen rutschen, ich stellte sie trotzdem und sehr leise.

»Ist sie... ist sie...?« Ich mußte schlucken.

»Nein, John, sie ist nicht tot, wenn du das denkst. Aber kommt erst einmal ins Haus.«

Wir traten ein. Lady Sarah schloß sehr behutsam die Tür. »Sie sitzt im Wohnraum!« flüsterte sie uns zu.

Auf leisen Sohlen betraten wir das Zimmer. Jane Collins drehte uns den Rücken zu. Das blonde Haar umgab wirr ihren Kopf.

»Jane, hier sind die beiden«, sagte Lady Sarah Goldwyn leise.

Die Detektivin drehte sich um. Sehr langsam, als hätte sie Angst davor. Ich sah sie, sah ihr Gesicht.

»Neiinnnn!« Aus meiner Kehle löste sich ein Schrei. Die Welt um mich drehte sich, ich wurde von Suko gestützt, der nur flüsterte.

»Mein Gott, das kann nicht wahr sein.«

Es stimmte aber.

Jane Collins besaß das Gesicht einer alten Frau!

Wie hatte Abandur noch gesagt? Ich raube ihnen die Jugend, um überleben zu können. Er hatte Jane geküßt und sein furchtbares Versprechen in die Tat umgesetzt.

Sie weinte.

Das Schluchzen erfüllte das Zimmer, und auch ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Ein Gesicht, das ich wie durch einen Schleier sah. Alt, grau, runzelig, irgendwie verwachsen, aber mit noch

jungen Augen. Wie Rinde wirkte die Haut, und Jane preßte ihre Hände davor. Völlig normale Hände.

Suko führte mich zu einem Sessel, wo ich mich hineinfallen ließ und ins Leere starrte. Wie aus weiter Ferne hörte ich Lady Sarahs Erklärungen. »In der Nacht bekommt sie ihre Schönheit zurück, aber am Tage ist ihr Gesicht das einer uralten Frau. Damit, John, mußt du dich abfinden...«

Ich nickte, ohne es zu merken.

Dann trank ich einen Whisky, auch einen zweiten und bekam nicht mit, daß Jane den Raum verließ.

Irgendwann erwachte ich wie aus einem Traum. Suko telefonierte. Er sprach mit Sir James und berichtete ihm, wie grausam das Schicksal zugeschlagen hat.

»Was kann ich dir als Trost sagen?« fragte Lady Sarah mich.

»Gar nichts«, flüsterte ich. »Überhaupt nichts. Die Hölle hatte Rache geschworen. Und sie hat diesen Schwur erfüllt. Meine Güte, Jane«, sagte ich nur und preßte beide Hände vor meine Augen.

Ich wollte keinen mehr sehen, keinen mehr hören. Das hier waren Momente, die man als Schicksalsschläge ansehen mußte.

Die Rache der Hölle, schoß es mir durch den Kopf. Sie hatte sich trotz allem erfüllt, und der Teufel konnte diesmal triumphieren...

ENDE des Zweiteilers